



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Rhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mro. 6.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

Juni 1887.

Inhalt: Der Kongo einst und jetzt. (Fortsetzung.) — Ein Besuch bei den Ausfägigen auf Molokai. (Fortsetzung.) — Ein Fest in Corea. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Bulgarien; Japan; Vorderindien; Aequatorial-Afrika; Westafrika; Südamerika. — Für Missionszwecke.

Der Kongo einst und jetzt.

(Fortsetzung.)

8. Die Internationale Afrikanische Gesellschaft.

Zwei Konferenzen sind dem neuen Kongostaate Marksteine geschichtlicher Entwicklung: die von Brüssel im Jahr 1876 und die, welche in den letzten Monaten des Jahres 1884 bis zum März 1885 in Berlin getagt hat. Wenn die schwarze Jugend des Kongostaates, bis die Eisenbahn fertig ist, auch ein Gymnasium bekommt, wird das Examen aus der vaterländischen Geschichte wenig Sorge bereiten. In einem oder zwei Kapiteln ist die Gründung des Kongostaates erzählt; von ihm selbst aber drang bisher nicht sehr viel anderes in die Öffentlichkeit, als daß er eine Anleihe machen wollte, was schwer hielt, und daß einige der dahin entsendeten Zivilisatoren in Streitschriften und offenen Briefen hart aneinander gerietzen.

Am 12. September 1876 versammelte sich im königlichen Schlosse zu Brüssel eine beträchtliche Zahl von Entdeckern und Gelehrten. Im Dienste der Wissenschaften hatten die einen ihr Leben schon häufig tropischer Sonne und äquatorialem Fieber, den Stürmen des Meeres, den Schrecken des Urwaldes, den Gefahren der Wüste ausgesetzt; im Dienste derselben Wissenschaft waren die anderen zu hohen Würden gelangt und versahen friedlichere Aemter. Anwesend waren die Präsidenten der geographischen Gesellschaften; unschwer erräth man an den Namen die Vertreter der Großmächte: Sir Rutherford Alcock, de la Roncière le Noury, Commendatore, Negri Semenoff, v. Richthofen und Hochstetter. Ferner nahmen theil an den Verhandlungen Sir Barile Frere, Rawlinson, Laveleye, Cameron,

Lux, Grant, Nohls, Schweinfurth, Nachtigal und andere berühmte Kenner des dunklen Erdtheiles. Man vermied Lessops und A. Petermann. Waren auch damals beide verhindert, der Einladung des Königs Folge zu geben, so haben sie doch später das in Brüssel begonnene Werk gleichfalls gefördert. Einem lange gehegten, wahrhaft königlichen Plane sollten die Gäste Leopolds II. ihre Erfahrungen leihen und mit vereinten Kräften sich an eine Aufgabe wagen, für die jeder einzelne der Anwesenden schon gestritten und gelitten hatte: die Civilisation Mittelfrika's. Da galt es nicht, ein Gewebe politischer Fäden zu spinnen, noch war es eine bloße Herrscherlaune, welche sie versammelte. Bereits in der Eröffnungsrede des Königs traten die menschenfreundlichen Zwecke, zumal der Kampf gegen Sklaventhum und Sklavenhandel, in den Mittelpunkt der Verhandlungen. Auch wußte man, daß der hohe Sprecher sich schon lange mit solchen Absichten getragen; daß ein fünfmaliger Besuch des afrikanischen Bodens in ihm ein besonderes Mitgefühl mit dem Negerelend geweckt und daß er durch sein Beginnen dem mächtigen Zuge nach Afrika, der die Gelehrten- und die Handelswelt bewegt, zu einer gesicherten Grundlage, klar erfakten und gemeinsam angestrebten Zielen, zu reichen Mitteln verhelfen wollte, mit einem Worte, ihn zu organisiren beabsichtigte.

Drei Tage verhandelte man. Die Fragen, welche der König vorgelegt hatte, wurden in lebhaftem Meinungsaustausch erörtert. Dazwischen theilten in kurzen Vorträgen die Eroberer Innerafrika's knappe Skizzen ihrer glorreichen Feldzüge mit. Das Ergebnis des gelehrten Congresses kam in einem Programm zum Ausdruck, das, einstimmig angenommen, der

erstehenden Internationalen Afrikanischen Gesellschaft eine Stiftungsurkunde gab und die Grundlinien ihrer Thätigkeit zeichnete.

Das Erforschungsgebiet ward also abgegrenzt: im Süden bildete das Sambesi-Thal die Grenze, im Norden die damals neu erworbenen ägyptischen und die unabhängigen judanischen Länder, im Osten und Westen der Ocean. In diese unermesslich ausgedehnte Wilbnis der Wissenschaft, dem Handel, der Festigung Wege zu bahnen, war selbstverständlich als Ziel der gemeinsamen Arbeit ausgesprochen. Das erste und wesentlichste Mittel hierzu schien dem Congreß die Gründung von Stationen; das zweite sodann zu erstrebende deren bestmögliche Verbindung, bis es gelänge, endlich mit einem gesicherten Handelswege den ganzen Continent quer zu durchziehen, etwa in der Richtung, welche Cameron eingeschlagen habe. Zunächst sollten, sobald als thunlich, die Niederlassungen unfern der beiden continentalen Küsten gegründet werden, für die bereits günstige Bedingungen vorhanden; dann waren weitere Punkte zu vermitteln und der Boden für Niederlassungen vorzubereiten. Als Standorte wissenschaftlicher Forschung und als Unterkunft für alle Reisenden seien die Stationen anzusehen und einzurichten. Die Wissenschaft erwarte von solchen Vorposten Witterungs- und klimatische Beobachtungen, Höhenmessungen, Kartenentwürfe, Sammlungen geologischen, zoologischen, botanischen Inhaltes; den Missionären, Forschern und Handeltreibenden hätten sie Schutz zu bieten und sie gegen mäßige Bezahlung mit Reisegepäc und Proviant, Arzneien und Instrumenten zu versehen. Die Gesellschaft selbst gliederte sich in Zweigvereine („nationale Comités“), während eine internationale Commission unter dem Vorsitz des Königs der Belgier die Verbindung aller herstellte, die gemeinsame Thätigkeit regelte. Ein Executiv-Comité, aus drei Mitgliedern bestehend, wurde mit der Leitung der laufenden Geschäfte betraut. Man wählte je einen Vertreter für Frankreich, England und Deutschland: Quatrefages, Sir Bartle Frere, Dr. Nachtigal. Im Juni des darauffolgenden Jahres (1877) versammelte sich, einem Rufe des Königs folgend, die internationale Commission am Centralplatze der „Association internationale africaine“ zu Brüssel. Schon verfügte man über ansehnliche Geldsummen und zählte bereits zwölf Zweigvereine, in Belgien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, der Schweiz, in Holland, Italien, Spanien, Rußland, Nordamerika und Portugal. In letzterem namentlich war große Rührigkeit aufgeboten worden. Man hatte diese in Afrika erbffähige Kolonialmacht bei den Einladungen zur Brüsseler Conferenz übergangen. Doch wußte sie binnen Kurzem Lichtiges zu leisten. Eine geographische Gesellschaft wurde gegründet, eine permanente geographische Commission im Kolonialministerium eingesetzt; von der Regierung wurde eine halbe Million Franken für eine Expedition ausgeworfen, von den Cortes dazu noch etwa 150 000 bewilligt. Serpa Pinto, welcher den Nyassa-See und den Sambesi schon bereist hatte, sollte an der Spitze der Expedition stehen. Die Beziehungen des Luailaba zu den Kongo- und Sambesi-Quellen galten als das Hauptziel; ein Problem, welches die Expedition freilich bei ihrer Landung an der Westküste Afrika's schon gelöst finden sollte. Als der „Zaire“ am 7. Juli die Anker lichtete, zeigte sich, wie groß die Sympathien von ganz Portugal für dieses Kongo-Unternehmen waren; auch in Madeira und am Kap Verde freudig begrüßt, landete Serpa Pinto in Loanda.

Anfang September folgte bereits die erste Expedition der belgischen Gesellschaft; man war im Juni zu Brüssel darüber einig geworden. Zwei Generalstabsoffiziere, ein Arzt und ein Naturforscher und der österreichische Afrika-Reisende E. Marno kamen als erste Vertreter der Gesellschaft auf afrikanischen Boden. Am Tanganika gedachte man die erste Station zu errichten und hiermit den Grundstein zur Verwirklichung großartiger Pläne zu legen. Im Schooße der Internationalen Gesellschaft waltete damals noch die Meinung vor, von der Ostküste aus sei vorzubringen. Allein eben damals trat auch das bekannte Ereignis ein, wovon im ersten Artikel die Rede war: die Durchquerung Afrika's, welche H. M. Stanley im August 1877 beendete. Sie verlegte den Schwerpunkt der Afrika-Forschung an die Westküste, und gerade die Internationale Gesellschaft war berufen, diesem Umschwung zunächst und zumeist Rechnung zu tragen. Während der Brüsseler Beratungen im Juni 1877 ahnte man wohl nicht, daß das großartige Unternehmen, welches für die dort angestrebten Ziele so überaus wichtig war, eben seine kritischsten Augenblicke bestand, fast im Hasen dem Scheitern nahe kam. Wir berichteten oben nach Stanley's eigener Schilderung, wie in jenem Juni Francis Podoc von den Kongofällen verschlungen wurde. Daraufhin befiel bleierne Entmutigung Stanley's vielgeprüfte Schaar; es war, als versagten alle Kräfte. Noch schlimmer brach diese auf Ueberanstrengung folgende Ermattung am Ziele der Fahrt selbst, in Kabinda aus (vgl. Bild S. 117), wo ihr manche erlagen.

Die Nummer des Daily Telegraph vom 17. September 1877 verbreitete mehr Licht über den dunkeln Erdtheil, als ganze Bände von Reisebeschreibungen. Sie veröffentlichte die Depesche, welche Stanley zu Emboma an der Westküste Afrika's niederschrieb und die seiner Kongofahrt Anfang und Ausgang verkündete. Nun war das dichteste Dunkel, das auf Centralafrika lagerte, plötzlich wie vom Sturme verweht. Im October und November erschienen in dem genannten Blatte die ersten Briefe des kühnen Kongofahrers und seine kartographischen Skizzen. Hierdurch ward nicht bloß Stanley's Name durch die ganze Welt getragen, sondern überall drängte sich die Einsicht auf, daß seine Entdeckung neben der großartigen Bedeutung für die afrikanische Geographie vorab für den Welthandel und das Kolonialwesen unabsehbare Folgen haben könne. Nun ging es wie immer bisher und wie es stets gehen wird. Uebermäßige Lobsprüche wurden laut, übertriebene Erwartungen wachgerufen. Allgemach bringt dann der regelmäßige Verlauf Enttäuschungen und klärt die Bewegung zu ruhigem Urtheil ab. Wenn ernste Forscher Stanley den „Bismarck Afrika's“ nannten, nicht übel Lust zeigten, ihn über Columbus, Vasco de Gama, Magelhaens zu setzen, und einfachhin sagten, seine That sei „ohne Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde“, dann begreift es sich, wenn die große Menge der Zeitungsschreiber, die in ihm einen Berufsgenossen verehrten, die ganze Welt mit ihrem „Hoch Stanley!“ erfüllten. Das möchte man ihm nach allen Strapazen gerne gönnen; aber verhängnisvoll konnte es werden, wenn sich das neue Schlagwort in der öffentlichen Meinung festgesetzt hätte, Centralafrika sei ein zweites Indien. Als ganz unermesslich wurde der Reichtum des Binnenlandes geschildert. Man sprach so, als handelte es sich bloß darum, die tropische Fülle kostbarster Naturproducte zu verschaffen und den Weltmarkt damit zu überschwemmen. Die paar Katarakte, welche dem Freihandel wie von der Natur

gesetzte Zollschranken den Weg verlegten, konnten einem Jahrhundert keine Schwierigkeit bereiten, dessen Verkehrsbedürfnis Hochgebirge durchbohrt und Welttheile zerschneidet. Wir werden sehen, daß auch die technisch-industrielle Allmacht unseres Jahrhunderts dort nur mühselige und langsame Wunder wirkt.

1878 war Stanley, der Belgiese, mit Vorträgen und mit der Herausgabe seiner Werke beschäftigt. Schon Anfang 1879 trat er in nähere Beziehungen zur Internationalen Afrikanischen Gesellschaft. Auch diese war inzwischen eifrig thätig gewesen. Zwar hat die Gesellschaft erst seit 1880 ihre Bemühungen vorwiegend, dann ausschließlich auf die Westküste und das Kongobecken gerichtet, doch mag auch der vorausgehenden Bestrebungen hier kurz gedacht werden. Sind doch die Geschichte der Internationalen Gesellschaft die Vorgeschichte des Kongostaates. Mit großen Opfern an Menschenleben und Geldmitteln war Karema am Tanganjika als erste Station der Gesellschaft am 12. August 1879 gegründet. Besondere Erwähnung verdienen die rastlosen Bemühungen, einer der größten Schwierigkeiten Herr zu werden, die allen kolonialisatorischen und civilisatorischen Bestrebungen in jenen Landen entgegensteht, nämlich ein Verkehrs- und Transportmittel zu finden, welches die Trägercolonnen entbehrlich machte. Man weiß, wie schwer diese oft, manchmal gar nicht zu haben sind, wie sie kaum jemals beschreibene Anspürche machen, nicht selten tрупweise desertiren und zumeist hierbei Munition und Proviant mit sich entführen. Und thäten sie es auch nicht, so wäre die Verlegenheit nicht viel geringer, da Reisegepäck, das nicht befördert werden kann, ebenso viel werth ist, wie ein Repetirgewehr, das nicht losgeht. Daher werden auch wenige Erfahrungen in den Reiseberichten so einstimmig bezeugt, als die Unzuverlässigkeit und Kostspieligkeit dieser Beförderung. Nach den Berechnungen des Capitäns Foot von Ende 1879 betragen die Kosten für eine Tonne Waaren (1000 kg) einschließlich der Durchgangszölle, Ernährungskosten der Träger u. s. w. 10 000 Mark; dabei ist noch die Gefahr einer großen Einbuße durch Massen-desertion oder vieler kleiner Verluste durch freche Diebstähle nicht zu übersehen. Darum versuchte die erste Expedition, mit Ochsenwagen ins Hinterland von Sansibar vorzudringen. Vergebliche Mühe. Regengüsse hatten die Landschaft Usagara in einen Sumpf verwandelt, und die Lastwagen konnte man nur darum so nennen, weil sie den Reisenden selbst zur größten Last wurden. Als dann später die Wagen flott waren, fielen die Ochsen um; denn die böse Tse-Tse-Fliege kommt auch dort vor, und während z. B. Esel im Stande sind, ihrem Biß zu trotzen, verenden die größten Büffel und Ochsen daran. Darum war man schon ein paar Mal auf Elephanten als Retter in der Noth verfallen. In den gelehrten Gesellschaften wurden viele Bedenken erhoben. Professor Bastian erklärte, „bei der äußerst delicates Natur“ des Elephanten könne man nicht viel davon erwarten. Allein bei Chartum wurde der Gegenbeweis erbracht. Schon im abessinischen Feldzug hatten die Elephanten sich wie eine verbündete Großmacht bewährt. Da nun dem Rhebive ein paar indische geschenkt worden waren, bat sich der Generalgouverneur des ägyptischen Sudan, Gordon Pascha, dieselben aus. Auf dem Landweg durch die Bajuda-Wüste marschirten sie auf den Kriegsschauplatz, und Regersoldaten übernahmen ihre Pflege. Von Chartum traten sie die Reise nach Lado und Dufilä an und leisteten auch da die vorzüglichsten Dienste. Bei Katta schwammen sie mit der Mannschaft auf dem Rücken durch den Fluß. Hierdurch war ein Drei-

faches bewiesen: 1) daß die indischen Elephanten in Afrika leben und Arbeit thun können; 2) daß sie der Mahuts (ihrer indischen Wärter) nicht bedürfen, und 3) daß die einheimischen Gewächse ihnen hinreichendes Futter bieten. Freilich bereiteten sie eine durchaus unerwartete Verlegenheit. Da man glaubte, sich auf die Eingeborenen, bei denen die oben bezeichnete Reise vorbeiführte, verlassen zu können, war man nur mit wenig Mundvorrath versehen. Als nun aber Elephanten in die Dörfer einzogen und oben drauf noch eine Abtheilung Soldaten saß, da ergriff Entsetzen die guten Leute und allenthalben nahm man haufenweise Reis aus. Alle Befänstigungsversuche blieben fruchtlos. Ueberall ging das Davonlaufen vor der Karawane einher, und man blieb auf schmale Kost beschränkt. Da nun die belgischen Expeditionen immer wieder an derselben Schwierigkeit mit den Trägern, wenn auch nicht gerade scheiterten, so doch überaus lästige Hindernisse fanden, entschloß man sich zur Ausrüstung einer Elephantenkarawane, deren Kosten durch die Freigebigkeit des Königs der Belgier bestritten wurden. Ende Mai 1879 kamen 4 Elephanten aus Indien in Sansibar an. Um einen derselben auf seine Geschicklichkeit im Schwimmen zu prüfen, wurde er, als man der Bucht Dar-es-Salam nahe war, an Gurten vom Verdeck her ins Wasser gelassen (vgl. Bild S. 116). Richtig legte er die Strecke von 750 m so sicher schwimmend zurück, als wäre er ein geborener Walfisch. Nach vierwöchentlicher Rast begab man sich auf die Reise nach Karema. Die Elephanten thaten ausgezeichnete Dienste. Sie trugen gewaltige Lasten und leisteten dennoch an Schnelligkeit alles nur Wünschenswerthe. Sie marschirten einmal 31 Stunden, ohne gefüttert, ein anderes Mal 42 Stunden, ohne getränkt zu sein. Durch scheinbar undurchdringliches Dickicht stampften sie hausgroße Breschen; den Tausenden von Tse-Tse-Fliegen gegenüber blieben sie gefühllos. Das Merkwürdigste war aber der Eindruck, den sie auf die Eingeborenen übten, das gerade Gegentheil von dem, was man bei Chartum erlebte. Mit kaum glaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von Dorf zu Dorf. Die Einwohner kamen in hellen Haufen herbei und stellten sich an den Weg, um die Elephantenkarawane vorbeiziehen zu sehen. Häuptlinge schickten Gesandte mit der Bitte, doch auch bei ihnen vorbeizukommen, oder den Marsch zu beschleunigen. Männer und Weiber und Kinder ohne Zahl liefen halbe Tage mit Schreien, Jauchzen und Lachen der Karawane nach. Doch eine große Enttäuschung ist auch hier eingetroffen. Von den 4 kostbaren Thieren langte nur eines am Tanganjika an, die übrigen waren verendet. Freilich behaupteten viele, das beweise nichts gegen die Verwendbarkeit des indischen Elephanten in Afrika; denn der eine sei schon kränklich angekommen, den andern habe der Schlag getroffen, was auch in Indien vorkomme, und der dritte habe sich gleichfalls nur durch unglücklichen Zufall ein Siechthum zugezogen. Andere aber meinen, einer oder der andere habe eine große Menge Giftpflanzen gefressen, und da man das Futter unmöglich verlesen könne, sei man solchen Unannehmlichkeiten mit den armen Thieren stets ausgesetzt. Capitän Popelin, welcher die Elephantenkarawane anführte, äußerte sich wie folgt: „Der Elephant ist das eigentliche Lastthier für diesen Theil von Afrika. Wenn man Geschwindigkeit, Gehorsam, Ernährung in Anschlag bringt, so ist ein Elephant so viel werth, wie 50 Träger. Sollte nicht die Erbauung einer Eisenbahn den Elephanten überflüssig machen, so gehört ihm die Zukunft, wenigstens in diesem Gebiete zwischen Küste und Tanganjika.“ Nach alledem begreift es sich leicht,

daß die bestmöglichen Verbindungs-Wege und Mittel herzustellen nothwendig das nächste, um jeden Preis zu erreichende Ziel der civilisatorischen Bestrebungen werden mußte; daß das Project eines Schienenweges immer wieder aufkam und Stanley den Londoner Kaufherren sagen konnte: ohne Eisenbahn seien Centralafrika's Schätze werthlos. Seit 1880 haben aber die Versuche, mit allen Mitteln der Technik und Industrie das Land dem Handel und der Wissenschaft zu erschließen, ihren Weg vom Westen her kongoaufwärts genommen.

9. Die Internationale Gesellschaft am Kongo.

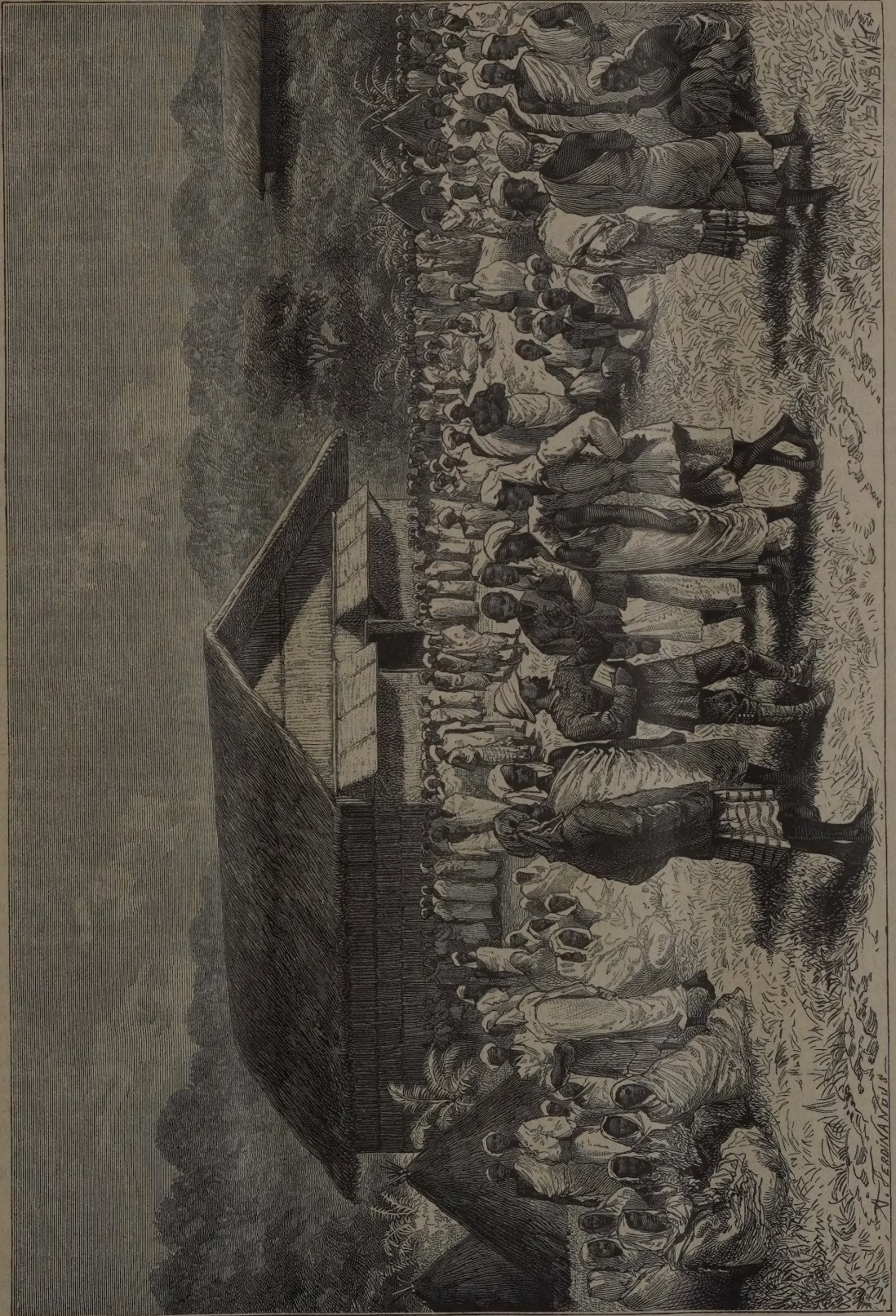
Die Gründung der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft und ihrer Zweigvereine hatte eben noch das öffentliche Interesse auf Afrika hingelenkt, als die Kunde von Stanley's großer That abermals der Afrika-Forschung neue Anregung gab und neue Erfolge verhieß. Namentlich ließ sich erwarten, daß die oberste Leitung der Gesellschaft mit dem kühnen und bewährten Forscher Fühlung suchen würde. Wirklich ward auch Stanley nach Brüssel berufen, wo am 25. November 1878 unter dem Vorsitz des Königs sich das Comité zur Erforschung des Kongo-Oberlaufes gebildet hatte (Comité d'études du Haut-Congo). Man begann mit einem Kapital von einer Million Franken. Anfang 1879 fand ebendasselbst eine Konferenz der internationalen Commission statt, und in der Sitzung vom 5. Februar wurde dem anwesenden Stanley der Oberbefehl über eine neue Expedition angeboten, worauf er einging. Ebenso schnell als still traf er seine Vorbereitungen und schon am 18. März langte er wieder in Sansibar an. In Europa aber wußte man fast nichts von seinen Absichten und Plänen. Ob er zu entdecken oder zu erschließen gesandt war, ob er vom Westen oder Osten vordringen wollte, in wessen Auftrag er reiste, von wem die überaus reichen Mittel ihm zur Verfügung gestellt wurden: auf alle diese Fragen konnten auch die bestunterrichteten Weltblätter oder meistbetheiligten Fachzeitschriften keine klare Antwort geben. Mehrere Jahre lang blieb Stanley's Thätigkeit, wie auch die der Internationalen Gesellschaft und ihre Beziehungen zu einander, in tiefes Dunkel gehüllt.

In Sansibar organisirte Stanley mittlerweile ein neues Trägerheer, machte auf dem Ringani eine längere Probefahrt,

Die Bai Santi-Sakuma bei Sansibar.



schiffte sich abermals ein und fuhr durch Suez und Gibraltar zur Kongomündung. Am Nordufer derselben, bei Bananapoint, traf er Anfang September 1879 ein und fand hier den Dampfer „Barga“ vor Anker liegen, welcher im Auftrag der Internationalen Gesellschaft im Juni Antwerpen verlassen, Waaren, Vorräthe, kurz alle Ausrüstung für Stanley's weitere Arbeiten hergebracht hatte. Derselbe führte auch die Flottille mit, welche zum Besahren des Kongo bestimmt war: einen kleinen Dampfer mit zwei Kajüten für 30 Personen, 3 kleine Dampfklähne ohne Verdeck, 3 Lastboote von je 50 Tonnen Größe. Das Personal der Expedition war zahlreich: mehrere Hundert Neger aus Sansibar, Sierra Leone und vom Kongo, als Lastträger; dazu 20 Europäer, unter ihnen Zimmerleute und Segelmacher, Schmiede und Matrosen, Maschinisten und Mechaniker. Ferner geleiteten Stanley Capitän Bsewitz als Befehlshaber der Flottille und ein belgischer Obergeringenieur für den Straßenbau und die Stationsanlage. Noch bevor Stanley seine Arbeiten begann, schrieb er einen Brief, dessen Inhalt in die Öffentlichkeit drang, was sonst selten genug geschah, da der Forscher jetzt nicht mehr im Auftrag eines Journals reiste. Darin hieß es: „Ich bin beauftragt, alle Länder und Bezirke, welche ich durchforschen kann, zum Nutzen der Handelswelt zu erschließen und wenn möglich offen zu halten.“ Nicht einer eigentlichen Forschungs- und Entdeckungs-Expedition galt die großartigen Vorbereitungen, sondern einem Eroberungszug im Namen des Welt Handels, der in Centralafrika nach Stanley's Schilderungen indische Reichthümer zu heben hoffte. Freilich sollte er auch mit seiner Flotte den Weg, den er 1876 und 1877 zurückgelegt, in umgekehrter Richtung befahren, um am Tanganjika der besprochenen belgischen Expedition unter Capitän Popelin die Hand zu reichen. „Bei diesem Zusammentreffen von Europäern und Amerikanern im Mittelpunkt des schwarzen Erdtheiles,“ so schrieb damals eines der meistgelesenen Tagesblätter, „da dürfte das sonderbare Schauspiel sich ereignen, daß der Signalpfeif des von Westen kommenden europäischen Dampfers durch das schrille Trompeten der aus Osten von den Belgiern mitgebrachten indischen Elephanten beantwortet wird.“ Der Beginn von Stanley's Thätigkeit zur Erschließung des Kongobeckens fällt, wie gesagt, in den September 1879. Im December desselben



Stanley's Expedition in Kabiinda.

Jahres ging sein Rivale, der französische Marineoffizier Savorgnan de Brazza, von dem französischen Comité der Internationalen Gesellschaft ausgerüstet und entsendet, ebenfalls nach der Westküste, der Ogowemündung ab. Beide Reisenden ließen nicht eben viel von sich hören und trafen gegen Ende des Jahres 1882 zu kurzem Aufenthalt in Europa ein, bei welcher Gelegenheit sie sich ausführlicher über ihre Leistungen verbreiteten. In das Jahr 1884 fällt der Beginn der diplomatischen Unterhandlungen, deren Ergebnis die Berliner Konferenz und die Begründung des Kongostaates war. Wir müssen daher zunächst einen kurzen Ueberblick über die vierjährige Arbeit dieser Pioniere der Kultur zu geben suchen (1880—1884), ehe wir dem Verlauf der diplomatischen Auseinandersetzungen (1884—1885) folgen.

Nach Stanley's Angaben mußte die Ueberzeugung herrschend werden, daß der Stanley-Pool der Schlüssel zu den fabelhaften Schätzen Innerafrika's sei. Da aber der Kongo bekanntlich von Stanley-Pool an abwärts nach dem Ocean hin durchaus unschiffbar ist, vielmehr in 25 Katarakten oder kleineren Fällen abstürzt, bis er die letzten, die Yellalafälle erreicht, kam es darauf an, einen Landweg, welcher er sei, für den Verkehr zwischen dem Stanley-Pool und dem Ocean herzustellen. Von den Yellalafällen bis zur Mündung in den Ocean (32 deutsche Meilen) kann man mit Dampfern fahren; es galt also nur, die Strecke der Wasserfälle (40 Meilen) zu umgehen, beziehungsweise dort eine Straße herzustellen. Hierauf richteten sich zunächst Stanley's Pläne. Savorgnan de Brazza, welcher während Stanley's Kongofahrt den Oberlauf des Ogowe durchforschte, war auf dieser Reise, ohne es zu wissen, über die Wasserscheide gekommen, von der aus die Wasser hier nach dem Ocean, dort nach dem Mittellauf des Kongo abfließen. Am Flusse Ulima angelangt, sah er diesen nach Osten strömen. Doch konnten ihm die Ummohner nur sagen, er wälze seine Fluten ruhig und ohne Schnellen noch Strudel einem andern weiten Wasser in ziemlicher Ferne zu. Sobald Brazza Stanley's Entdeckung kund warb, zweifelte er nicht mehr daran, daß sein Ulima ein Nebenfluß des Kongo sei. Gelang es nun, die Stelle, wo der Ogowe aufhört, schiffbar zu sein, mit jener, wo der Ulima bereits Schiffe trägt, durch eine Straße zu verbinden, so war der Verkehrsweg zwischen dem Stanley-Pool, d. h. dem Kongo-Mittellauf und dem Ocean, offen. Während die Strecke, welche Stanley zum Straßenbau zwang, 40 deutsche Meilen lang ist und von schwierigstem Terrain, mißt die Entfernung vom Ogowe zum Ulima bloß 15 deutsche Meilen, auf welcher weder besonders feindselige Völker wohnen, noch Urwald und Vegetationsfülle die Bahn versperren. Allein Brazza's ursprüngliches Project fand seine Schwierigkeit im Osten, wie das Stanley's an den Katarakten im Westen. Der Ulima mündet nämlich keineswegs nahe am Stanley-Pool, sondern 55 deutsche Meilen höher, daher denn Brazza selbst abermals eine neue Verbindung ausfindig machte und auf dem Geographentag zu Paris am 22. Juni 1882 eine Eisenbahn durch das Thal des Kuilu und Niari zum Stanley-Pool hin vorschlug. Doch wenden wir uns nun zu Stanley's Arbeiten. Im Herbst 1879 begann er dieselben. Für drei Jahre hatte er sich verpflichtet, für drei Jahre waren die meisten seiner Leute in Dienst genommen. Zunächst brauchte er, als sicheren Stützpunkt seiner weiteren kühnen Unternehmungen, eine vom Meere aus leicht erreichbare Station, wo die mitgebrachten und weiterhin noch erwarteten Vorräthe an Lebensmitteln und Werkzeugen sicher untergebracht und nahe zur Hand wären. Dies so te Vivi ihm bieten. Es liegt

184 km vom Meere entfernt, als der äußerste Punkt, der landeinwärts zu Schiff erreichbar ist, weil in nächster Nähe die Yellalafälle den handelsbegierigen Fremden den Weg versperren. Gegen monatliche Zahlungen erhielt Stanley von den Häuptlingen der umwohnenden Stämme die Erlaubniß zu gedachter Gründung und weiteren Straßenanlagen, Brückenbauten u. s. f. Vivi erhebt sich 300 Fuß über den Fluß und bestand anfänglich aus einem Bohnhaus, 7 Holzhütten und 2 eisernen Magazinen. Die Herstellung der Straße vom Landungsplatz zur Station nahm 5 ganze Monate in Anspruch. Nun begann erst die Riesenaufgabe des Straßenbaues von Vivi bis dahin, wo der Kongo wieder schiffbar wird. Zwischen den Yellalafällen und dem Stanley-Pool liegt eine Strecke von 118 km (Isandschila und Manjanga heißen ihre Endpunkte), auf der zwar ein paar Stromschnellen drohen, dennoch aber der Strom mit Dampfern wohl befahren werden kann. Demnach mußten zwei Landstraßen durch den Urwald gebrochen werden, von Vivi bis Isandschila (83 km) und von Manjanga zum Stanley-Pool (152 km). Ein einzelner Reisender vermag in einer Woche den Weg von Vivi nach Manjanga zurückzulegen; Stanley's straßenbauende Karawane wurde hier elf Monate festgehalten. Manchen Tag konnte man bis gegen 800 m fertigstellen, der Durchschnitt mochte etwa 400 sein, aber an einer Strecke von nicht ganz 400 m wurde 26 Tage lang gearbeitet. Da war eben nicht bloß Urwaldunterwuchs zu reuten und zu roden, es galt vielmehr auch, schroff abstürzende Gehänge zu überwinden, Schluchten zu überbrücken, Felsblöcke wegzusprennen. Ungeheure Terrainschwierigkeiten prüften die ausdauernde Fähigkeit der wackeren Colonne, die, durch den Tod stark gelichtet, bald eines Zuzuges bedurfte. So wurden auch 50 Leute aus Vivi aufgenommen, die sich sehr gut hielten. Im Frühjahr kamen mit dem deutschen Mechaniker Lindner 60 Arbeiter, größtentheils aus Sansibar; im Herbst, geführt vom Belgier Roger, 136 weitere. Auf der Schritt für Schritt hergestellten Straße mußten 2225 Lasten aufwärts geschleppt werden; und zwar nicht Schultornister, sondern beispielsweise die sämtlichen Bestandtheile zweier Dampfschiffe; dazu noch aller Proviant für Menschen und Thiere, da die Gegend irgend genügende Nahrung nach keiner Seite hin bot. Ende December erreichte man Isandschila und hatte das größte Hinderniß nun überwunden; denn von da ab war die nächste Strecke schiffbar. Die andere Straße jedoch bot bedeutend geringere Schwierigkeiten, sowohl von Seite des Bodens wie der Bewohner. Dreißigmal mußte der Weg Isandschila-Manjanga zurückgelegt werden, bis alle Vorräthe dahin gebracht waren. Die Gründung von Isandschila beschließt das Jahr 1880; schon Anfang Mai des folgenden Jahres war die dritte Station unter Dach. In Isandschila fand jene Begegnung Brazza's und Stanley's statt, die letzterer wiederholt mit einem Aufwand von Spott geschildert hat, der nicht nach dem Geschmack erzogener Leute ist. Brazza kam vom Stanley-Pool und besuchte den kühnen Amerikaner. Stanley erzählte 1½ Jahre später: „Als ich ihn am Kongo zum erstenmal erblickte, stand ein bettelarmer, barfußiger Mann vor mir, an dem mir zunächst nichts auffiel, als ein überaus unförmlicher Hut und eine verklumpte Uniform. Ihm folgte eine geringe Escorte mit unbedeutendem Gepäck. Er sah nicht einmal wie ein als Vagabund verkleideter großer Herr aus; kläglich war seine Erscheinung und nicht geträumt hätte ich, daß ich einen Feldherrn und Staatsmann und Apofel vor mir sah.“ Die Revue des Deux Mondes bemerkte hierzu: Aller-

bings könne man Brazza kein blühendes Wohlsein nachsagen, noch eine rundliche Gestalt, und bekäme man alle die berühmten Kautschukwälder des Kongo und alle Elephantenähne Afrikas dafür; unermeßliche Strapazen hätten vielmehr nur zu deutliche Spuren und Narben zurückgelassen. Aber sei er auch noch dazu in Afrika seiner Stiefel verlustig geworden, so habe Stanley dennoch schlimmere Einbuße erlitten, an Tact nämlich und guter Lebensart.

Freilich ward Stanley von seinem Nebenbuhler am Stanley-Pool eine Ueberraschung bereitet, die für ihn äußerst empfindliche Unannehmlichkeiten zur Folge hatte, nämlich die vertragsmäßige Occupation des nördlichen Seeufers für Frankreich und die Aufrichtung der Tricolore, nicht des goldenen Sternes im blauen Felde, des Banners der Internationalen Gesellschaft. Wir sagen „Ueberraschung“; denn Brazza hatte bei seinem Besuche den Vertrag in der Tasche, meinte aber, Stanley darüber keine Mittheilung schuldig zu sein. Erst als Stanley, nachdem die dritte Station stand (Manjanga), Anfang Juli seinen Leuten vorauseilend, am Stanley-Pool anlangte, vertrat ihm der Senegalese Malamine, der sich für einen französischen Sergeanten ausgab, den Weg — ihm, den ganz Centralafrika nicht aufhalten konnte! Allein es war nichts mehr zu ändern; Malamine hielt ihm den Vertrag entgegen, durch welchen Makoko, der Häuptling des mächtigen Bateke-Stammes, sich unter das Protectorat der französischen Republik gestellt hatte.

Der Streit drohte heftig zu werden; denn die Stämme schienen selbst nicht recht zu wissen, was sie von den zweierlei Weißen halten sollten. Stanley wendete sich schließlich an das südliche Ufer. Am nördlichen liegt Brazza's Station, nach ihm benannt: Brazzaville; gegenüber Stanley's vierte Gründung: Leopoldville. Mittlerweile war Verstärkung an Arbeitern gekommen, und so gelang es, mit allen Frachten und dem zerlegten Dampfer am 3. December 1881 Leopoldville zu erreichen. Am 1. Februar war daselbst das Stationshaus vollendet, 72 Fuß lang, 24 Fuß breit, zwei Stockwerke hoch. Auf der Fläche des Sees aber glitt das Dampfboot dahin, vor ihm eine ununterbrochene Fahrstraße von 1700 km nach dem Osten mitten ins Herz des Welttheiles, bis zu den Stanleyfällen nächst dem Tanganjika-See — nicht umsonst trug der Dampfer den Namen: „En avant“ (Vorwärts). Wirklich drang Stanley Anfang 1882 noch weiter vor, bog in den Nebenfluß Kuango ein, den er schiffbar fand und bis zu dem See verfolgte, welchen er nach Leopold II. nannte. Nun gründete er am Ibari Ntutu, 160 km von Stanley-Pool entfernt, die fünfte Station.

Das Triennat, wofür er sich zunächst gebunden, neigte dem Ende zu. Er fand auf der Rückreise die gegründeten Niederlassungen in gutem Zustand und so weit fortgeschritten, daß sie, Dank ihren gut besorgten Pflanzungen, bald unabhängig bestehen konnten. Dann ging er abermals zu See und traf im September in Europa ein. Durch die Zeitungen ging die Nachricht, seine zerrüttete Gesundheit bedürfe vieler Ruhe und sorgsamer Pflege. So vermutheten viele, er halte sich an der

Riviera auf und wolle einige Zeit nichts von Geschäften wissen. In aller Stille war er aber nach Afrika zurückgekehrt. Während seines Aufenthaltes in Brüssel verwandelte sich das Comité zur Erforschung des Kongo-Oberlaufes (Comité d'études du Haut-Congo) in die „Internationale Gesellschaft vom Kongo“; es war ein weiterer Schritt zu der Möglichkeit, eine staatsrechtlich unabhängige Stellung zu erlangen. Denn dies konnte einer civilisatorischen Gesellschaft leichter werden, als einem wissenschaftlichen Verein. Oben wurde daran erinnert, daß Savorgnan de Brazza auf dem Pariser Geographentag für den projectirten Eisenbahnbau das Thal Ruili und Niari, nördlich von der Kongomündung, empfohlen hatte. Ehe noch die französischen Kammern die zu Brazza's Plänen nothwendigen Mittel genehmigen konnten, war Stanley, hierdurch auf die Bedeutung der zwei Thäler erst recht aufmerksam geworden, wieder an Ort und Stelle, und schon durchzogen seine Leute diese Landstriche, um Stationsanlagen vorzubereiten und Besitzergreifungen vorzunehmen. Während Stanley's Anwesenheit in Europa war an den begonnenen und im Rohen vollendeten Niederlassungen rüstig weiter gearbeitet und der Transport von drei weiteren Dampfmaschinen nach dem Stanley-Pool besorgt worden. Bald, es war in den ersten Monaten des Jahres 1883, unternahm Stanley eine kleinere Fahrt stromaufwärts, um an der Mündung des Uriti die Aequator-Station zu gründen. Endlich trat er am 23. August genannten Jahres die längst geplante Fahrt bis zu den Stanleyfällen an. Drei Dampfer und ein größeres Boot gewährten freilich sicherern Schutz, als die schwache „Lady Alice“, welche sieben Jahre früher von den Wassern des Kongo oceanwärts getragen wurde. Die Fahrt verlief ohne Unfall, aber auch ohne bedeutende wissenschaftliche Ergebnisse. Am 15. November kam man in das Land Koruru, wo die wilden Kannibalen hausten, mit denen Stanley auf seiner denkwürdigen ersten Reise förmliche Seeschlachten zu bestehen hatte. Nun war es freilich anders. Als die Kannibalen der gewaltigen Schiffe ansichtig wurden, welche pustend und pfeisend von selbst gegen den Strom hinauffuhren, das Wasser peitschten und mit rastlos bewegtem Rade weithin schäumende Wellen spritzten, da mochten freilich manche denken, solch ein unglaubliches Flußpferd sei noch nicht dagewesen. Bald entlief ihnen daher aller Muth. Sie waren zu allem bereit und erbötig. Die Expedition konnte ihr Nachtquartier mitten im Dorf aufschlagen. Am 1. December erreichte man den untersten der Stanleyfälle, das Endziel der Reise. Hier wurde nun die weitest entlegene Station gegründet, durch Boten ein Gruß nach Kamera an den Tanganjika entsendet und bald die Rückreise angetreten. Ingenieur Bennie blieb mit 30 Leuten aus Sansibar auf der Station zurück; sie liegt auf der Insel Wema Kufani, einem fruchtbaren Eiland mit etwa 1500 Bewohnern. Am 20. Januar 1884 war Stanley, nach einer Abwesenheit von 4 Monaten und 26 Tagen, wieder in Leopoldville und nun war Alles für die Gründung des Kongostaates vorbereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei den Ausfägigen auf Molokai.

(Fortsetzung.)

Abends saßen wir im Absteigequartier des Arztes zusammen und aßen von dem vom Priester geschenkten Geflügel. Wir wurden von einem jungen Hawaiianer, an dessen Körper der

Ausatz erst wenig Verwüstung angerichtet, bedient, und seine Frau, ebenfalls ausfälig, hatte das Essen mit vieler Sorgfalt und vortrefflich zubereitet. Keiner von uns schien im mindesten

Furcht für diese guten Leute zu hegen, vielleicht eben deshalb, weil das Uebel, welches sie in Wahrheit stückweise aufreißt, erst geringe oder gar keine Spuren zurückgelassen hatte. Um die Wohnung vor Ansteckung zu bewahren, wird keine Vorsicht außer Acht gelassen: sie ist stets sorgfältig verschlossen; der Schlüssel wird nur dem Arzte oder den wenigen mit Erlaubniß der Gesundheits-Aufsichtsbehörde Kalawao besuchenden Fremden — und man kann sich leicht denken, wie selten das geschieht — in die Hand gegeben. Die wenigen Möbel werden gewissenhaft rein gehalten. Diejenigen Kranken, welche den besuchenden Arzt um Rath fragen wollen und oft kommen, müssen sich vor dem Außenthor halten und über das Gitter hinweg die Berathung pflegen; zuweilen jedoch wird dieses vergessen. Viele solcher

Besucher kamen im Verlaufe des Abends, während wir auf der bedeckten Veranda saßen und auf das stille Dorf unsere Blicke richteten. Der Wind wehte stark von der See her, machte die Fenster klappern und pfliff durch die langen Gräser im Garten. Der ungeheure Felsen vor uns schien in den Himmel zu ragen; von Zeit zu Zeit wurde er mit prachtvollem Schimmer übergoßen und schien gleichsam belebt, wenn die Wolken vor dem Monde vorbeihuschten.

Die flimmernden Lichter im Dorfe verschwanden eines nach dem andern, und als die Abendglocke läutete, war auch der letzte Schein erloschen; kein anderer Laut brang zu uns, als das Geklapper der grünen Fensterschläge und die Brandung des Meeres, welche sich an den Felsen am Ufer brach.



Dorf und Küstenlandschaft auf den Hawaii-Inseln.

Der Ausfag war natürlicherweise der einzige Gegenstand der Unterhaltung während unseres Aufenthaltes. Das Thema war unerschöpflich. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß das Auftreten dieser Plage in den verschiedensten Gegenden, sowohl was die Temperatur und das Klima als auch die Lage und den Boden anbelangt, festgestellt ist. Fälle von Ausfag wurden constatirt auf Sumatra unter dem Aequator und auf Island fast am Nordpole, in den gemäßigten Zonen beider Halbkugeln, in Hamelen-Arabe, in der Capgegend und im Norden auf Madeira und in Marocco, in den heißen und trockenen Ebenen Arabiens, in den feuchten und ungesunden Gegenden von Batavia und Surinam, längs der Küsten auf

Guinea und auf Sierra Leone, und im Innern des Landes in Afrika, in Hindostan, in Kleinasien und im asiatischen Rußland, an der Seeküste in Carthago und 1000 Fuß über dem Meeresspiegel auf den Hochländern von Mexico, auf fast allen Inseln des Indischen, des Chinesischen, des Karischen und des Mittel-ländischen Meeres und selbst im Stillen Ocean. Und dennoch gibt es unter all den Opfern dieser schrecklichen Geißel des Menschengeschlechtes, mögen sie zusammen in Gemeindegäufern und Spitälern, oder in entlegenen Zellen irgend eines Pesthauses abgeschlossen leben, oder gar allein und vernachlässigt umherwandern, nirgends eine Kolonie, die sich mit der in Kalawao messen könnte, da hier gleichsam eine ganze Be-

völkerung zusammengescharrt ist, um sich in das Mißgeschick zu theilen.

Auch fürstliche Familien waren vom Aussatz nicht frei. Man vermuthet, daß Heinrich III. von England daran litt; denn nach einer Volksüberlieferung wurde das Aussätzigenhaus in Waterford (Irland) vom Könige Johann, dem Vater Heinrichs III., erbaut, da sein Sohn in Wismore von einem Uebel, welches man für den Aussatz hielt, ergriffen worden war. Geschichtschreiber haben erzählt, daß Heinrich IV. gegen das Ende seines Lebens von derselben Plage heimgesucht wurde. Robert I. von Schottland und Balduin IV., König von Jerusalem, starben am Aussatz, letzterer im Alter von 23 Jahren.

Schlafen konnte ich wenig. Ich dachte an meinen ersten Besuch in der Anstalt im Jahre 1868, an den Aufseher und an seine Familie, die alles Mögliche that, um Dr. Lee, dem damaligen Arzte, und mir den Aufenthalt möglichst angenehm

zu machen. Die Familie Walsh hatte eine vielgeprüfte Vergangenheit erlebt. Walsh selbst hatte sich einige Jahre vor meinem Zusammentreffen mit ihm aus Gesundheitsrücksichten gezwungen gesehen, seinen Abschied aus der englischen Armee zu nehmen. Darauf suchte er mit Weib und Kindern ein neues Heim in den Kolonien; dem Lande der Hoffnung für die begeisterte Jugend und dem letzten Zufluchtsort für den Verzweifelten. Das Unglück verfolgte ihn von Küste zu Küste. Da alle seine Versuche in Australien und Neuhollland scheiterten, schiffte er sich nach den fernen Sandwichsinseln ein. Sieben Kinder hatte der Tod ihm entzissen, ein einziges nur, ein guter Knabe, war ihm geblieben, aber auch seine Gesundheit war angegriffen und bot daher einen Gegenstand beständiger Angst und Sorge. Kurz nach der Ankunft der Familie Walsh in Honolulu wurde ein Aufseher für die neue Aussätzigenanstalt gesucht, der sein Heim bei den Aussätzigen aufschlagen und sich vollständig denselben



Privatwohnung mit Empfangssaal in Seoul (Corea).

widmen sollte. Walsh bot seine und seiner Frau Dienste an und wurde angenommen; er siedelte nach Molokai über und ließ sich in Kalawao nieder. Bei ihm hatten der Arzt und ich gastliches Obdach gefunden. Das Haus war ungemein klein, ich glaube es zählte nur zwei Räume. Das Wohnzimmer bildete unser Aufenthalts-, Ess- und Arbeitszimmer bei Tag und unser Schlafzimmer bei Nacht. Dem Arzt wurde ein Bett in einem kleinen Alkoven angewiesen, während ich in einem großen Lehnstuhl schlief.

Jetzt lebte ich in der Erinnerung an die Freigebigkeit, Herzlichkeit und zugleich an die große Armuth dieser guten Leute. Ich gedachte ihrer bescheidenen Ansprüche, da bei ihnen kaum die nothdürftigsten Lebensmittel aufgetischt wurden. Schiffszwieback in Milch gebrocht war ihr beständiges Mahl. Ich rief mir ins Gedächtniß die Anstrengungen zurück, die sie machen mußten, um ihre sorgenvolle Lage erträglich zu finden; und

dennoch war ihre Freude über unsern Besuch rührend. Mit welcher Zärtlichkeit sprachen sie von ihrem abwesenden Sohne und seiner Kränklichkeit; mit welcher bangen Hoffnung malten sie seine und ihre Zukunft!

Ein Buch der ein halbes Duzend Bände umfassenden Familienbibliothek war „Alles für Jesus“ von P. Faber. Es war die vorzüglichste Stütze dieses Hauses; verschiedene Male des Tages wurde es heruntergenommen, und kam dann immer und immer wieder in meine Hände, um die eine oder andere Lieblingsstelle laut vorzulesen; denn Walsh selbst hatte schnell sein Gesicht verloren, und seine Augen waren durch eine grüne Brille geschützt.

Mann und Frau bearbeiteten zusammen den Garten. Manchmal wurde Walsh zu einem Sterbelager gerufen, um einem langsam Hinsterbenden im letzten Todesstreite einige Liebesdienste zu erweisen. Fünfzig, ja hundert Male im Tage wurden

diese guten Leute gerufen, um dem Elende irgend eines Mitleids erregenden Wesens abzuweichen, und in ebenso gefälliger Weise thaten sie es, wenn es auch jemand war, dem sie erst eine kleine Weile vorher beigegeben; denn sie machten häufig ihre Runde in der Dämmerungszeit. Uebrigens brauchten sie auf andere Gäste nicht zu rechnen; wer sollte wohl ihre Gastfreundschaft in Anspruch haben nehmen wollen, solange sie in diesem traurigen Lande blieben?

Als wir die Anstalt verließen, zog Walsh mich beiseite, und mit einer wahrhaft kindlichen Verlegenheit sagte er mir, daß er Alles durchsucht habe, um mir ein Andenken an meinen Besuch zu überlassen. Der einzige Gegenstand, den er gefunden, der einzige in Wirklichkeit, den er mir hätte anbieten können — denn wahrhaftig sein Crucifix, seinen Rosenkranz, seine zwei oder drei Heiligenbilder oder gar das kostbare Buch von Pater Faber konnte er mir doch unmöglich geben —, der einzige Gegenstand also war ein kleiner Taschentasche von Mexico. „Sie reisen viel,“ sagte er, „und so kann die Karte Ihnen einige Dienste leisten, ich aber werde wohl nie mehr von hier weggehen.“ Ich erwiderte ihm: „Mein lieber Walsh, ich werde nach Mexico reisen, und nehme darum die Karte als Andenken an Ihre Güte mit Dank an.“

Einige Monate später nach San Francisco zurückgekehrt, erhielt ich einen Brief, dessen Adresse eine mir unbekannte Hand zeigte. Er trug verschiedene Postzeichen und war hart mitgenommen. Walsh' zitternde Hand hatte ihn geschrieben. Er enthielt die wärmsten Freundschaftsversicherungen, mit der Bitte, wenn ich etwas über die Anstalt veröffentlicht hätte, möge ich es ihm doch zuwenden; „denn,“ fügte er bei, „Sie wissen ja, wir hier in Kalamao erfahren so wenig von dem, was sich draußen in der Welt ereignet.“ Derselbe Postbote hatte mir auch eine Zeitung aus der Hauptstadt des Königreiches mitgebracht. Als ich dieselbe durchsah, blieb mein Auge auf einer Anzeige haften, welche mich mit tiefem Schmerz erfüllte. Ich las darin, daß Walsh — sein Brief lag noch offen vor mir — vollständig erblindet sei, und da sein Zustand seiner Frau und seinem Sohn bedenklich erschienen, habe die Familie beschlossen, nach Honolulu zurückzukehren, um dort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Daraufhin hätten sie sich auf dem Schiffe, das den Verkehr zwischen den Inseln unterhält, eingeschifft. Wind und Meer waren ungünstig; als man sich endlich dem Hafen näherte, und die Passagiere sich auf dem Verdeck ergingen, da die Hitze in der kleinen Kabine unerträglich war, wurde Walsh plötzlich vom Schlage gerührt und gab unmittelbar nachher seinen Geist auf. Die Verzweiflung der Mutter, die sich über den leblosen Körper ihres Satten beugte, verbunden mit der eigenen natürlichen Niedergeschlagenheit, machte auf den Sohn einen solchen Eindruck, daß er den Verstand verlor und in Raserei ausbrach. Schon früher hatte er zeitweise an Geisteszerrüttung gelitten, die sich jetzt zum vollen Wahnsinn steigerte. So endete die Aufgabe dieser vom Schicksale hart geprüften Familie bei den Aussätzigen auf Molokai.

Wir hatten einen Tag festgesetzt für die Besichtigung der Pacht Häuser und der verschiedenen Wohnungen, in denen die am meisten verstümmelten Kranken von ihren noch weniger hart vom Aussaße mitgenommenen Freunden verpflegt werden. Es schien, als ob wir hier in Wirklichkeit in das Thal des Todes schattens hinabstiegen. Die Spitalräume, eine Reihe länglicher, kühler Wohnungen, liegen auf zwei Seiten eines lustigen Bierbeckes. Frische Luft und Sonnenschein fehlen überhaupt durchaus

nicht auf Molokai; allein was können diese Lebens Elemente den armen hoffnungslosen Aussätzigen helfen? Als wir uns näherten, wanderten einige der Patienten im Schatten der weit vorstehenden Dächer langsam auf und ab, andere lagen auf den Verandas hingebettet; andere wiederum lagerten im Sonnenschein an den Ecken der Wohnungen; mehrere saßen in der Hausthür, still allein oder in Gruppen oder angelehnt an eine Art Hürde, die in zweifacher Reihe der Länge nach an jeder Wohnung stehen.

P. Damian, der uns seine Begleitung angeboten, kennt jede Hütte. Einem guten Arzte gleich — denn er sorgt ebenso gut für das körperliche wie für das geistliche Wohl seiner Herde — fühlt er den Puls seiner kranken Pfarrkinder und bewacht mit gewissenhaftem Ernste das von Tag zu Tag langsam dahinschwindende Leben. Manche der Aussätzigen lachten uns zu, als wir sie ansprachen. Ich glaube, sie lächelten noch in ihrem letzten Augenblicke; denn unter allen Nationen ist die der Hawaiianer die lebenswürdigste und freundlichste. Aber welches Lächeln war es, womit sie uns begrüßten! Welche schrecklich entstellten Gesichter, in denen die Muskeln ihren Dienst vergessen zu haben schienen, und die nur ein höhnisches Grinsen wiedergaben! Sie lächeln, wenn man etwas fragt, wie Kinder, in unsichriger und lebenswürdiger Absicht, aber ihr geschwollenes Gesicht, von Knoten und Blattern aufs entsetzlichste entstellt, wird noch schrecklicher, wenn sie lachen.

Es ist eine eigenthümliche, aber dennoch erwünschte Erscheinung, daß die Aussätzigen, selbst bis zu ihrem Lebensende, wenig Schmerzen empfinden. Allerdings haben sie viele Unbequemlichkeiten zu erdulden; allein sie ertragen alles geduldig, bis endlich die schreckliche Plage ihre Lebenskraft vollständig untergraben hat. Maundrel, ein englischer Reisender des 17. Jahrhunderts, der den Aussaß, den er in Syrien traf, beschreibt, sagt, man dürfe diese Krankheit das höchste Stadium der Verwesung nennen, welches der menschliche Körper ohne zu sterben aushalten könne. Das ist in Wirklichkeit der Fall auf Molokai.

Die Kennzeichen des Aussaßes, wie man sie in nahezu allen Ländern constatirt hat, sind folgende: Ist die Krankheit ziemlich entwickelt, so zeigen sich dunkelrothe oder schwarzgelbe Flecken oder Beulen an verschiedenen Stellen des Gesichtes, auf den Lippen, an der Nase und den Ohren. Das Kinn schwillt an, wird runzlig und glänzend, und die Gesichtszüge vollständig verzerrt. Augenbrauen und Bart fallen aus; die Augen liegen tief; der Augenstern zieht sich zusammen und gibt so dem Organ ein gespensterhaftes Aussehen; die Stimme wird heiser und näselnd, der Geruchssinn stumpft ab oder geht ganz verloren, und das Gefühl wird in eigenthümlicher Weise gestört. Beim weitem Fortschreiten der Krankheit öffnen sich die Beulen; Geschwüre bilden sich in der Nase und im Schlund und machen das Athmen äußerst beschwerlich, ebenso bedecken Geschwüre Hände und Füße, ein Glied nach dem andern wird durch eine Art von Krebs verzehrt. Zuweilen sind es die Hände, mitunter die Füße, die bei dieser grausamen Verstümmelung besonders schrecklich zerfressen werden.

Dr. Halbed, ein Reisender aus dem Morgenlande, erzählt uns, daß er eines Tages, von einer benachbarten Höhe in das große Aussätzigenhospital in Hamelen-Arabe hinabschauend, zwei Aussätzige gesehen habe, welche Erbsen auf dem Felde pflanzten. Der eine hatte keine Hände, der andere keine Füße, da diese Glieder in Folge des Aussaßes abgefallen waren. Derjenige, der seine Hände verloren, trug den andern auf seinem Rücken, und letzterer trug in seinen Händen ein Beutchen mit Samen

und ließ von Zeit zu Zeit eine Erbse fallen, welche der andere mit seinem Fuße in den Boden hineintrat.

Solche traurige Krankheitsfälle mögen auch wohl in Kalawao sich vorfinden; allein hier sind die Verstümmelten zu keinerlei Art körperlicher Arbeit angehalten, und größtentheils von Freunden umgeben, welche willig und bereit, ja begierig sind, ihnen Dienste zu erweisen. Entsetzliche Bilder des langsamen Hinsterbens, Anblicke, in denen man kaum mehr menschliche Züge erkennen konnte, Arme, von denen das Fleisch verschwunden und wie von Ratten abgenagt war, Körper, die kaum mehr eine menschliche Gestalt zeigten, fehlten auch hier nicht. So lagen manche der Unglücklichen da und erwarteten den nahenden Tod. Andere begrüßten uns von Hütte zu Hütte und durch die mit herrlichen Blumen geschmückten Gärten. Sie saßen entweder

unter den dichten Banana-Decken oder in den Ecken der Veranda oder kauerten in der Hausflur. An mehreren Stellen fanden wir die Wände der Räume mit Illustrationen aus „Harper's Wochenblatt“ oder sonst einer Zeitung tapeziert. Auch Landkarten und Bilder in Farbendruck fehlten nicht, in mancher Hütte fanden wir ein Crucifix, ein Heiligenbild oder einen Rosenkranz. P. Damian macht keine Ausnahme bei der Vertheilung seiner Günstbezeugungen; jeder einzelne wird von ihm wie ein Freund begrüßt.

Als wir das grüne Labyrinth der Anstalt verließen, dachte ich an Dante's Heraussteigen aus der Unterwelt unter der Leitung Virgils, und die Hand des P. Damian ergreifend, betrat ich sein Haus, um dort die Erfahrungen dieses Tages zu ordnen. (Schluß folgt.)

Ein Fest in Corea.

(Mitgetheilt von Eugen Coste, Missionär in Corea. — Schluß.)

2. Der Zug des Königs.

Wenn ich auch nur einen Augenblick stehen blieb, so versammelte meine europäische Kleidung sogleich einen Kreis von Neugierigen um mich. Um zudringliche Fragen abzulehnen, gab ich mir den Anschein, als verstände ich noch kein Wort coreanisch. Da redete mich aber ein junger Mensch von 18 Jahren auf Englisch an; allein eine einzige Gegenfrage in dieser Sprache nahm ihm den Muth zu einem Gespräche. Man sagte mir nachher, der Jüngling studire auf Staatskosten englisch, und es sei ein englischer Lehrer in Seoul, der etwa 15—20 Schüler habe.

Was sind das für alte zottige Mähren, die schwerfällig einherschreiten, mit rauhen, haarigen Decken gefattet und mit einem Eisenpanzer geharnischt, als ob es zur Schlacht ginge, und was sind das für in Lumpen gehüllte Stallknechte? Hat man nur zum Spotte und für einen Faschingszug vor dem Sattel diese uralten Schlachthelme angebracht? Nein. Obgleich diese Streithengste wahrsehrlich nur gemietete Klepper sind, sollen sie doch alles Ernstes zur Hebung und zum Glanze des Zuges beitragen. Warten wir nur. Die Reiter, Freiwillige, welche der Staat bezahlt, steigen bei der nächsten Herberge ab, um eine Erfrischung einzunehmen. Ueberhaupt scheint die Begleitung des Königs in viele unabhängige Gruppen getheilt, welche die Großwürdenträger auf ihre eigenen Kosten ausstatten. Da zieht z. B. ein Beamter in einer Sänfte vorüber, von 4 oder 6 Mann getragen und von etwa 15 Dienern zu Fuß umringt; eine Viertelstunde später erscheint ein Mandarin zu Pferde mit einer berittenen Begleitung. Vor jeder Abtheilung zieht eine Art Herold oder Ausrufer einher, welcher statt eines Trompeters mit hoher, eintöniger Stimme der Reihe nach die Titel seines Herrn ausruft, bis er fast den Athem verloren hat. Die Volksmenge läßt sie vorüberziehen und wartet auf die nächste Gruppe.

So sahen wir in langer Reihe und in einem großen Durcheinander, welches die hervorragende Eigenschaft des königlichen Zuges war, wie in einem Bauberspiele die nach Form und Farbe verschiedensten Costüme an uns vorüberziehen. Die Mandarine, die Civil- und Militärbeamten tragen eine Mütze aus Haar, an welcher über dem Genicke zwei Flügel oder

Hörner ebenfalls aus Haar befestigt sind, die horizontal nach den Ohren zu gedreht sind. Ein Gürtel oder vielmehr eine Art Reifen mit verschiedenfarbigem Stein- und Emailschmuck, welcher das Gewand umschließt, ohne es zu schnüren, zeigt die Rangstufe ihres Amtes an. Das Hofkleid, gewöhnlich aus Seide, hat weder Gold- noch Silberstickereien; doch tragen einige nach Art der chinesischen Mandarine eine gestickte Brustplatte. Zu Pferde haben sie eine erbärmliche Haltung; den Rücken gekrümmt, sich ängstlich auf die Arme stützend und mit den Händen den hohen Satteln auf umklammernd, machen sie keinen sehr kriegerischen Eindruck. Nur einige Militärmandarine haben eine etwas bessere Haltung, sitzen aufrecht, schauen grimmig drein und strecken den einen Arm mit irgend einem militärischen Abzeichen in der Hand steif von sich. Vor allem fiel mir ein Großwürdenträger auf, der einen blühenden Helm von echtem oder Flittergold und eine dazu passende Rüstung trug. Das muß wohl der Oberfeldherr der Land- und Seemacht gewesen sein. Als ob er die Pracht seiner Ausrüstung durch den Gegensatz noch habe steigern wollen, war gerade er von jenen alterthümlichen, in Lumpen gehüllten Reitern umgeben, deren Aufzug ich oben schilderte. Der alte Helm, der vorher am Sattel hing, war jetzt auf dem Kopfe dieser Helden und die zerfetzte Rüstung auf ihrem Rücken. Von dem übrigen kriegerischen Aufzuge will ich nicht reden, von den Bogen, Pfeilen, Dreispießen, Bannern, welche die Soldaten zu Fuß und Pferd trugen, und noch weniger jede einzelne Tracht beschreiben. Doch muß bemerkt werden, daß die Spuren der alten Zeit langsam dem modernen Fortschritte weichen.

Ich habe schon oben die nach modernem Muster geschulten Soldaten erwähnt. Man sagt, es seien 2000 Mann, welche die königliche Garde bilden. Ihre Uniform besteht aus der gewöhnlichen coreanischen Kleidung, die man den militärischen Bedürfnissen etwas anpaßt. Jedenfalls sehen sie besser aus als die eben beschriebenen alten Krieger. Während diese ohne jede Ordnung durcheinander laufen, halten sie doch Schritt und Tritt und führen die Bewegungen gut aus. Ihre Bewaffnung läßt freilich noch viel zu wünschen; von dem alten coreanischen Luntenschloß und Feuersteingewehr bis zu den modernsten Zündnadeln sind alle Arten vertreten. Auch die Trommler müssen wir uns noch ansehen. Sie traten einige Schritte voran und

warteten, bis der Zug sich in Bewegung setzte. So konnte ich sie mit aller Muße betrachten; es waren 12 Mann in einem Doppelglobe aufgestellt. In ihrer Uniform herrscht die gelbe Farbe vor; sie tragen lange Ärmel, welche die Hälfte der Schlägel verbergen, wenn sie den Arm hängen lassen. Die Trommeln sind flach und ohne Schnüre und geben einen dumpfen Ton. Sie rühren die Trommel mit viel Geschick und Selbstbewunderung.

Früher hätten wir auch Trompeten bewundern können und zwar jene großen, mehr als meterlangen Instrumente, auf welche die Coreaner so stolz waren und welche einen tiefen, starken, aber einförmigen Ton erzeugten. Vor fünf oder sechs Jahren sah ich ein solches Exemplar zu Yokohama, als dort eine coreanische Gesandtschaft landete. Offenbar wollte man Japan eine große Idee von dem großen coreanischen Reiche beibringen; der Erfolg war aber mehr komisch als überwältigend, und so brauchen wir die Abwesenheit dieser Trompeten im königlichen Zuge nicht eben zu bedauern.

Mitten aus dem Gewoge der Fahnen ragten zwei königliche Abzeichen auf — zwei Sonnenschirme, der eine offen, der andere geschlossen. Auch zwei leere

Sänften von verschiedener Größe, beide von 12 Trägern getragen und von glänzendem Gefolge umringt, gewährte ich. Was mögen die zu bedeuten haben? Man erzählte mir, bei einem frühern ähnlichen Umzuge sei der König von einem Mörder überfallen worden; seither lasse derselbe, um etwaige Attentäter zu täuschen, eine leere Sänfte, und auch der Kron-

prinz lasse eine ähnliche kleinere aus demselben Grunde vor sich hertragen. Sollte diese Erklärung zutreffend sein, so muß man sich die coreanischen Königsmörder doch ziemlich einfüßig vorstellen.

Je näher der König kommt, desto mehr wächst das Volksgebränge. Um die Schaulustigen zurückzudrängen, erheben die

Wächter mit drohender Miene ein 2 m langes, am Handgriffe schmales, vorne breites

Holzschwert, das einem zweischneidigen Schwerte ähnlich steht. Diese Holzwaffe ist unschädlich; die Wächter brauchen sie nur, um das Volk in Schranken zu halten, und verlegen niemanden. Ich bemerkte, daß ihre Vorgesetzten gegen die Eingeborenen zwar ziemlich barsch, gegen die Europäer aber recht höflich waren.

Jetzt wurden wir von der dreifachen Reihe Soldaten, welche zu beiden Seiten des Zuges marschirten, zurückgedrängt. Es wäre schwer gewesen, durch den Wald von Bajonnetten und Piken hindurch, der sich vorwärts bewegte, all' die goldenen Knäufe und Quasten zu zählen, welche die königliche Sänfte schmückten. Doch konnten wir uns ein Gesamtbild machen. Die Wahre wird von 18 Trägern getragen. Die Rücklehne des Thrones



Tai-neu-Kun, Herrscher von Corea.

ist mit dem Balbachine über demselben durch ein getigertes Zelt verbunden; der Balbachin oder Traghimmel selbst, der die Form eines reichgeschmückten coreanischen Daches mit Schnörkelwerk an den Firstenden hat, ist von Holzsäulen gestützt. So wird der König allen sichtbar einhergetragen; er ist in ein Purpurgewand gehüllt, das sich gefällig von den Zeltumhängen hinter seinem

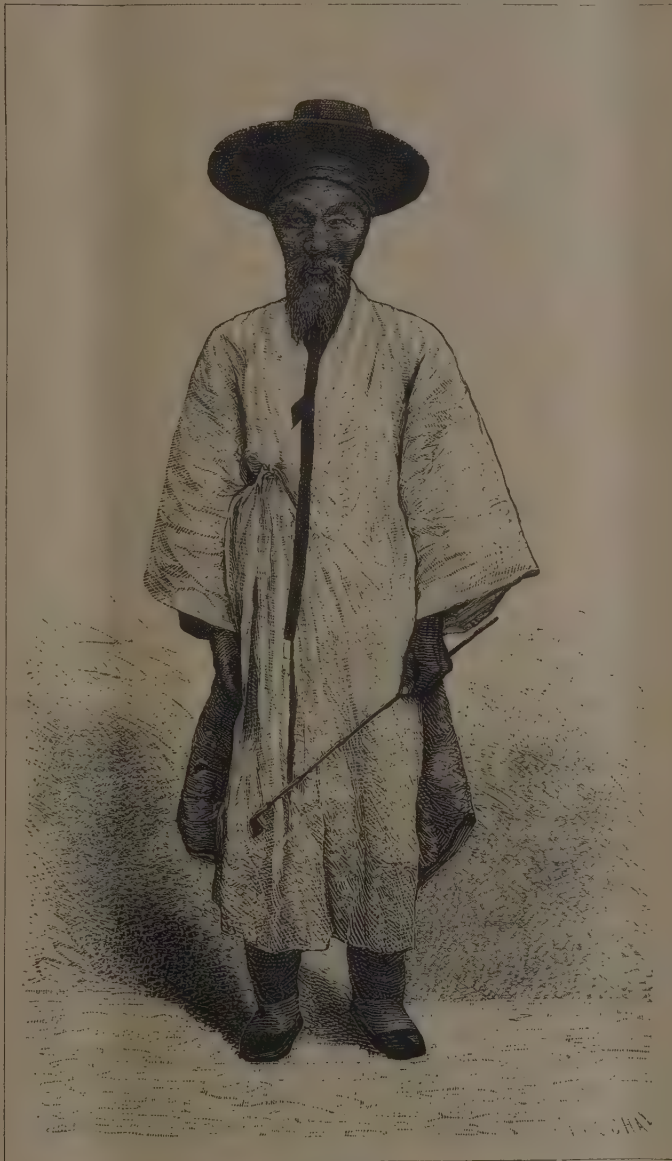
Rücken abhebt. Noch hat er nicht jene reichen Stickereien und den blühenden Goldschmuck angenommen, der bei seinen Nachbarn, den Japanesen, so sehr beliebt ist. Als Kopfbedeckung trägt er die einfache Mütze aus Haaren, welche zur Kleidung der Großwürdenträger gehört. Er mag jetzt beiläufig 33 Jahre alt sein. Ein kleiner schwarzer Schnurrbart, der mit einem ebenfalls schmalen Kinnbart fast im Dreieck zusammenstößt, ein mittelgroßer Mund, eine kleine Nase, eine bleiche Gesichtsfarbe sind die hervorstechenden Züge seines Gesichts, das im ganzen den Eindruck von Güte macht (vgl. das Bild S. 124).

In einiger Entfernung zog mit gleichem Gepränge der Kronprinz einher. Sein Gesicht erscheint durch das Vortreten der Stirne, der Backenknochen und des Kinnes, den Haupteigenschaften des coreanischen Typus, etwas abgeplattet; die Lippen sind aufgeworfen, die Nase ist ein wenig Stülpnase, die Züge vereinigen jugendliche Frische und blühende Gesundheit. Man sagt, er sei fleißig und strebsam. Es wäre schwer, die Zahl der Offiziere, Soldaten, Diener u. s. w. zu schätzen, welche an dem Zuge theilnahmen; jedenfalls war sie bedeutend. Im ganzen waren meine Erwartungen sowohl hinsichtlich des Reichthums, der entfaltet wurde, als des Anstandes übertrffen.

Um meinen Tagesplan ganz auszuführen, mußte ich auch noch den An-tong-pal-kol besuchen, den Stadttheil, in welchem man alle Erzeugnisse der coreanischen Kunst aufspeichert findet. Wir wendeten uns rechts und gingen die große Straße hinauf, welche zum alten Königspalaste führte. Dieselbe zieht sich an der Bergkette hin, welche das Nordende der Stadt bildet. Das Thauwetter, welches Schnee und Eis schmolz, hatte den Weg fast ungangbar gemacht; nur mit Mühe, bald rechts, bald links ausweichend, konnten wir uns durch Schmutz und Wasser durcharbeiten. Die Straße ist länger, aber nicht so breit und wohlbesorgt, wie diejenige, welche zum neuen Königspalaste führt. Sie

endet an einem Thorweg, der recht hauffällig aussieht und zu dem Schluß berechtigt, daß auch das Innere vernachlässigt sein werde. Doch war er bis zur Revolution von 1884 bewohnt. Wir schlugen nun eine westliche Richtung ein und erreichten durch eine enge Gasse den An-tong. Man darf sich nun nicht glänzende Kaufläden vorstellen, wie in unseren Hauptstädten. Es sind rings um den Platz aufgestellte Stände und

Gestelle, die unter freiem Himmel beginnen und sich in den Räumen der dahinter liegenden Häuser fortsetzen. Hinter einer spanischen Wand lauert der Kaufmann und wartet auf Kundschaft. Auf den Gestellen erblickt man Porzellantassen, Röpfe aus Holz und Steingut, kleine Kessel und bronzene Wärmepfannen, Tabaksbeutel, Pfeifen aus Kupfer und Weißblech, Tintentöpfe, Pinsel und anderes Schreibgeräthe. — Das ist so ziemlich die ganze Herrlichkeit, die vor unseren Augen ausgebreitet lag. Ein Kaufladen glich dem andern. Der Schluß liegt auf der Hand, daß die Coreaner, was Erzeugnisse des Gewerbefleißes angeht, weit hinter den Chinesen und Japanern zurückstehen. Man gab mir folgende Erklärung dieser Thatsache. Wenn in früheren Zeiten ein Coreaner das Unglück hatte, sich durch irgend eine außergewöhnliche Geschicklichkeit auszuzeichnen, so wurde er an den Hof beschieden und gezwungen, sein Talent im Dienste des Königs auszunutzen, oder noch einfacher, er wurde hingerichtet, weil der Herrscher befürchtete, unter dem Einflusse eines solchen Mannes könnte sich der Handel und der Volksreichthum heben und dadurch der Neid der Nachbar-



Coreaner.

staaten wachsen, was gleichbedeutend schien mit der Gefährdung des Vaterlandes. Diese blinde Politik des Neides hat denn auch ihren Zweck erreicht und jeden Aufschwung der Kunst geknickt. Nur in wenigen Arbeiten verdienen die Coreaner eine Erwähnung, so in Silberincrustation und als Kupferschmiede.

Seit wir die Glockenstraße verließen, wurden wir durch den ekelhaften Schmutz und die größte Unreinlichkeit, die sich überall

breit macht, sehr unangenehm berührt. Man hat wirklich keine Verleumdung ausgesprochen, als man mir Söul als eine bis zum Ueberbrusse schmuckige Stadt schilderte.

3. Spital und Schule.

Zum Schlusse wollte ich noch dem Yang-ro-wen einen Besuch abstatten. Was ist der Yang-ro-wen? Falls wir einen Bewohner von Söul fragten, so würde er uns wohl sehr verblüfft ansehen und wahrscheinlich keine Antwort wissen. Es ist nämlich eine christliche Liebesanstalt, welche mit den Hellen unserer europäischen Wohlthäter erbaut wurde und obdachlosen Greisen vom 70. Jahre an Unterkunft bietet. Solche christliche Liebesanstalten dürfen aber in Corea sich noch nicht öffentlich zeigen und sind daher nur wenig bekannt. Auch unterscheidet sich dieses Spital in seinem Aeußern durch nichts von einem gewöhnlichen Hause (vgl. das Bild S. 121). Nachdem wir die beiden Hofräume durchschritten, kamen uns die beiden Leute beiderlei Geschlechts, von denen das Haus etwa 30 beherbergt, entgegen und führten uns in den nach Landesitte geheizten Saal; da luden sie uns ein, auf die Matten niederzusitzen, boten uns die langen coreanischen Pfeifen an, bis die landesübliche Erfrischung gebracht wurde, und verneigten sich der Reihe nach vor uns. Viele waren unter der Last der Jahre gebeugt; andere litten an verschiedenen Altersgebreiten; aber alle schienen frohen Herzens und hatten einige freundliche Worte auf den Lippen, um uns ihre Dankbarkeit zu beweisen. Seien Sie überzeugt, daß sich ihr Dank nicht nur auf uns, die bloßen Werkzeuge erstreckt, sondern daß er über das weite Meer hinüberreicht und die Mitglieder des Vereins zur Glaubensverbreitung auffindet, welche den Missionären die Mittel geben, so viel Leid auf der ganzen Welt zu lindern. Das Spital besteht erst ein halbes Jahr. Die Heiden, welche in demselben neben den Christen Aufnahme finden, werden bald von der Stimme der Gnade gerührt, und Glaube und Hoffnung leuchten diesen Greisen, die nur mehr das Grab erwarten. Die Taufe gießt ihnen neues Leben ein und hat schon mehr als einem die Pforte der ewigen Glückseligkeit erschlossen. Wenn ich oben sagte, dieses Spital sei kaum bekannt, so gehört doch zur Zahl derjenigen, die es kennen, die Königin-Mutter, die Gemahlin des frühern Regenten, unseres Verfolgers. Als sie von dieser Anstalt, ihrem Zwecke und ihren Erfolgen reden hörte, konnte sie derselben ihre Bewunderung nicht versagen und ließ Msgr. Blanc in warmen Worten für deren Errichtung danken. Die gute Dame möchte gar zu gerne selbst Christin werden, wenn sie nur dem Götzendienste nicht entsagen müßte. Schon unter Msgr. Verneux († 1866) lernte sie den Katechismus. Neulich hat sie um heilige Messen für sich, ihren Mann, den König und die Königin. Man sagt, sie bete den Englischen Gruß und wollte gerne die Taufe empfangen; da sie aber mitten unter Götzendienern zu

leben gezwungen ist, warte sie immer auf eine günstige Gelegenheit. Möge ihr der liebe Gott barmherzig sein!

Nach dem Sprichworte berühren sich die Gegenstände, und so können wir mit dem Besuche der alten Leute einen Besuch der unermüdeten Kinder verbinden. Wir besitzen nämlich in der Hauptstadt auch eine Anstalt der heiligen Kindheit, Peng-hai-wen genannt; dieselbe ist seit Jahresfrist in Thätigkeit. Ohne die kleinen Engel zu zählen, denen sie bereits den Himmel öffnete, ernährt sie augenblicklich 70 Kinder. Als Zeugen der glückbringenden Wirksamkeit dieser Anstalt können wir deren Begründer und Wohlthäter in Europa nur zu eifriger Fortsetzung ihres Werkes ermuntern. Endlich müssen wir unseren Schulen noch einen Augenblick schenken. Wir haben jetzt mehr als 30 Böglinge, denen außer dem Katechismus Unterricht im Chinesischen und Coreanischen erteilt wird. In den heidnischen Schulen wird nur Chinesisch gelehrt und die Landessprache vernachlässigt. Ich wollte, Sie könnten das kleine Volk sehen, wie sie vor ihren Büchern kauern und wie jeder, mit lauter Stimme seine Aufgabe wiederholend, den Nebenmann zu überschreien sucht.

Allein da es schon spät wurde, mußten wir uns zur Heimkehr entschließen. Aber der Kathedrale hätten wir doch noch einen, wenn auch noch so kurzen Besuch machen sollen. Ach, der Kathedrale! Es gibt keine in Corea, nicht einmal eine Pfarrkirche. Wir leben hier wie die ersten Christen noch in den Katakomben. Man erwartet vielleicht einen Ueberblick über die gegenwärtige Lage der Mission in Corea. Später werden wir diesem Wunsche gerecht werden. Einstweilen wollen wir die Missionäre im Stillen ihr Werk der Predigt des Evangeliums fortsetzen lassen. Es genüge die Versicherung, daß ihre Anstrengungen trotzreiche Erfolge erzielen, daß die christliche Religion sogar bei Hofe Eingang findet und sich langsam die öffentliche Achtung erringt. Wenn das Volk einmal von dem Alp der Furcht befreit ist, der auf ihm lastet, so wird es auch die christliche Religion anzunehmen wagen. . . .

Inzwischen wollen wir zum heiligsten Herzen Jesu beten. Bisher erlaubte die Unsicherheit uns noch nicht, den Heiland unter den eucharistischen Gestalten beständig in unserer Mitte zu haben. Nur während der heiligen Messe war er in dieser Weise bei uns. Aber seit dem Sonntag Septuagesima hat er seine Wohnung im Tabernakel aufgeschlagen und erfüllt uns durch seine Gegenwart mit neuer Hoffnung. Auch auf die Fürbitte und den Schutz des hl. Joseph vertrauen wir. Ich schließe mit den Worten des Heilandes: „Sehet die Länder, wie sie sichelreif sind, und bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.“ Das Gebet ist unsere Kraft. Betet also, Mitglieder des Vereins der Glaubensverbreitung, daß der Feind kein Unkraut unter den Weizen säe; betet mit uns und mit den Blutzeugen, daß über dieses Land, welches sie mit ihrem Blute benetzten, endlich die Sonne des Glaubens aufgehe und reiche Früchte für die Scheunen des himmlischen Hausvaters zeitige!

Nachrichten aus den Missionen.

Bulgarien.

Ueber die Mission der ehrw. Väter Kapuziner in Ost-rumelien erhalten wir von dem hochw. P. Linus Mader, Rector des Seminarium Seraphicum in Philippopel, dessen Abbildung

wir bei einer frühern Gelegenheit veröffentlicht haben (Jahrgang 1886, S. 257), die folgenden Mittheilungen:

„Der hochw. P. General des Kapuzinerordens, Rm. P. Bernard Christen aus Andermatt in der Schweiz, Ranton Uri, wollte auf seiner Visitationsreise im Orient auch die Mission

in Bulgarien besuchen. Da aber damals, im October und November 1885, die Bahnstrecke wegen der Kriessunruhen nicht benutzt werden konnte, so mußte er, anstatt von Constantinopel über Adrianopel direct nach Philippopel zu reisen, den Umweg über das Schwarze Meer nach Burgas nehmen und dann das ganze östliche Bulgarien oder Ostrumelien in einer Ausdehnung von 264 km durchziehen. Die Strecke von Burgas nach Jamboli legte er in einem offenen Wagen zurück. Die Fahrt dauerte zwei Tage und war bei dem elenden Zustande der Wege beschwerlich genug; denn zur Regenzeit gleicht die ganze Gegend einem einzigen Sumpfe. Von Jamboli konnte der hochw. P. General die Bahn benützen und erreichte Philippopel in einem Tage.

Ostrumelien ist eine weit ausgedehnte, wellenförmige Ebene, die sich von Westen nach Osten erstreckt und im Norden und Nordosten vom Balkangebirge, im Süden von den Rhodopebergen begrenzt wird. Der Boden ist sehr fruchtbar, fette Erde ohne Steingeröll, aber sehr wenig bebaut und spärlich bewohnt. Man sieht keinen Baum und kaum eine Pflanzung, außer in der Nähe der Dörfer, die man schon von ferne erblickt. Dieser Mangel an Cultur findet sich nun einmal in allen von der Türkei beherrschten Ländern. Auf der Ebene weiden zahlreiche Viehherden; in der Nähe der Dörfer große Gänseherden, welche in den Bächen umherschwatzen. Die Dörfer selbst sind nur größere Gruppen von Strohhütten, jede 3 bis 4 m hoch; in der Mitte des Dorfes steht ein Schulhaus, gewöhnlich zweistöckig und von außen geweißt. In der Ebene begegnet man überdies nicht selten hohen, mit Gras bewachsenen Erdhäufen, von denen manche bis 20 m hohe Hügel bilden. Einige halten diese Erhöhungen für Grabmäler der alten Thracier, vielleicht sind es Schanzen aus der Zeit der Türkenkriege. Manchmal begegnet man Zügen von 20—40 Karren, welche von Büffeln gezogen werden und die Bodenerzeugnisse nach Burgas zur Einschiffung befördern. Die Bulgaren haben ein wildes Aussehen; der Gesichtsausdruck ist ernst und kriegerisch; auch ihre Tracht hat etwas Martialisches. Die Männer haben die Füße bis ans Knie eingewickelt, tragen kurze, weite Beinkleider, um die Lenden schlingen sie eine breite Leibbinde, aus hunder, meist rother Wolle. Dazu kommt eine kurze Jacke und als Kopfbedeckung eine runde Mütze von Schafspelz. Zur Winterzeit hüllen sie sich in einen groben grauen Wollmantel mit einer Kapuze, wie wir Kapuziner, oder sie tragen auch einen weiten Pelzmantel.

Die Katholiken gaben sich den Reisenden durch freundliche und ehrfurchtsvolle Grüße zu erkennen. Damals befand sich Rumelien im Kriegszustande; dennoch zeigten sich die Bewohner ruhig und gefaßt. Der Zug brachte Militär von Jamboli nach Philippopel; an den Stationen drängten sich Eltern und Freunde der Soldaten zur Begrüßung herbei; aber nirgends wurde die Ordnung gestört. Die gleiche Ruhe herrschte in Philippopel, und es schien, daß der Krieg, der gerade zwischen Bulgarien und Serbien ausgebrochen war, wenig Eindruck auf die Bevölkerung machte. Diese Ruhe ist der Umsicht der Regierung zuzuschreiben, welche seit dem 18. September, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, streng verboten hatte, Telegramme oder Tagesblätter zu verbreiten. Es schien, als müßte das Volk nichts. Man sah keine Fahnen, hörte kein Geschrei, und dennoch berichteten auswärtige Tagesblätter ausführlich über Unruhen und Gewaltthatigkeiten der Bulgaren und von dem Freiheitsrausche, der sie, wie die Franzosen von Anno 89, ergriffen habe.

Am 6. November 1885 traf der hochw. Ordensgeneral in Philippopel ein und wurde vom hochw. Erzbischof Robert Menini, dem Coadjutor des Erzbischofs und Apost. Vikar Franz Raynaud, beide aus dem Kapuzinerorden, und von den Patres Missionären mit allen Beweisen der Liebe und Hochachtung empfangen. An dem Thore der Kathedrale (vgl. das Bild Jahrg. 1886, S. 256) erwarteten ihn viele Gläubige und die Professoren des Seminars mit 27 Alumnen, welche den hohen Gast mit feierlichen Gefängen begrüßten und am folgenden Tage in neun verschiedenen Sprachen beglückwünschten. R. P. General besuchte natürlich alle Kirchen und Anstalten unserer Mission: so die großartige, von dem seligen Mgr. Canova im Jahre 1882 erbaute Kirche und die von demselben gegründete und seit 1863 den französischen Assumptionisten übergebene Knabenschule und dessen seit 1866 den französischen Josephs-Schwestern anvertraute Mädchenschule; dann das von Mgr. Raynaud gegründete Waisenhaus und Spital, welches mit großer Hingebung von bulgarischen Klosterfrauen, Tertiärinnen des hl. Franziskus, geleitet wird; endlich das geräumige Seminarium Seraphicum, welches Mgr. Menini erst neulich vollendete. Ueberdies besuchte der hohe Gast die sieben katholischen Dörfer, welche nordöstlich und nordwestlich von der Stadt liegen. Einige derselben sind ausschließlich von Katholiken bewohnt, und in jedem haben ein oder zwei Missionäre ihren ständigen Aufenthalt. In allen diesen Dörfern hatte er Gelegenheit, die Andacht und die treue Anhänglichkeit des Volkes an die Kirche zu bewundern; überall zogen ihm die Leute, geistliche Lieber singend, entgegen, geleiteten ihn zur Kirche und drängten sich zum Handkusse herbei. Die Kirchen sind hübsch; alle wurden von den Kapuzinern entweder neu gebaut oder doch neu aufgeführt. Sie stehen in einer viereckigen Umfriedung von bedeutendem Umfange, innerhalb welcher die Wohnung des Missionärs, die Schule, der Garten und ein geräumiger Hofraum sich befinden. Grund und Boden, auf dem die Gebäude stehen, und alles übrige haben die Missionäre nach und nach mit den Mitteln erworben, welche sie sich sozusagen vom Munde ersparten.

Die katholische Bevölkerung der Mission beträgt 10 269 Seelen. Dieselbe hat gute und heutzutage immer seltener werdende Eigenschaften. Diebstahl, Trunkenheit, Spiel und Unsitlichkeit sind sehr selten. Die Hochschätzung des jungfräulichen Standes, gewiß ein Gradmesser des Tugendstrebens, ist so groß, daß Mgr. Canova die Zahl der Jungfrauen, welche zum Zeichen ihres Wunsches, sich nicht zu verheirathen, ein weißes Kopftuch tragen, auf zwanzig für jede Gemeinde einschränken mußte. Aber die vom Missionäre zurückgewiesenen Ueberzähligen legten ein blaues Kopftuch um, und auch dieses wird von den jungen Burtschen, welche sich eine Lebensgefährtin suchen, dem weißen Kopftuche gleich geachtet. Die Zeit der Missionäre ist beständig in Anspruch genommen; in früher Morgenstunde schon fällt das Volk die Kirche, um der heiligen Messe beizuwohnen; am Abend kommen sie wieder, um gemeinschaftlich den Rosenkranz zu beten. Häufig empfangen sie die heiligen Sacramente, besonders an Festtagen; zudem sind viele in den Dritten Orden des hl. Franziskus aufgenommen, und in einigen Dörfern tragen sie an den Festtagen öffentlich das Ordenskleid. Unweit von Philippopel liegen zwei Dörfer, in denen Katholiken und Schismatiker zusammenwohnen. Die Katholiken werden von den Missionären aus der Stadt besorgt. In einem dieser Dörfer, in Akland, ist das Landhaus des Seminars und dazu gehörend ein weit ausgedehnter Ackergrund, der das Bisthum des Vikariates

bildet und allmählich mit den Ersparnissen Msgr. Canova's und Raynaudi's erworben wurde.

Es hat aber den Kapuzinern große Mühe und Arbeit gekostet, die Mission in den gegenwärtigen blühenden Zustand zu bringen. Wahrhaft traurig war ihre Lage, als P. Andreas von Goreffio (nachmals Msgr. Canova) als Apostolischer Präsekt von derselben im Jahre 1841 Besitz ergriff. Durch lügenhafte Vorpiegelungen der Sendlinge des Schismas verblendet, hatten die Katholiken im Jahre zuvor die Redemptoristenpatres vertrieben, denen die Mission im Jahre 1835 übergeben worden war. Den Vorwand dieses Aufstandes bildete die vorgebliche Härte der Missionäre, welche in ihrem Eifer alles aufboten, um die Katholiken von den religiösen Gebräuchen der Türken und Schismatiker ferne zu halten. Aber die acht Räubersführer, welche das gottlose Unternehmen der Vertreibung der Missionäre angezettelt hatten, wurden von Gott sichtbar gestraft. Der eine starb plötzlich; ein zweiter fiel an einer grauenerregenden Krankheit langsam hin; ein dritter verlor das Augenlicht. Die Mission war bei der Ankunft der Kapuziner so arm, daß sie nichts besaß, als einige ärmliche Strohhütten, welche als Kirchen dienten, und noch elendere Hütten als Missionswohnungen. So mußten die ersten Kapuziner, welche nach Bulgarien gingen, Mühsal in Hülle und Fülle ertragen, Hunger und Kälte, von seiten der Türken und Schismatiker beständige Feindseligkeiten und Ränke, und, was ihnen das Schmerzlichste war, von seiten der Katholiken Mißtrauen und Gleichgültigkeit. Muthig gingen sie aber an das Werk, stellten gleich in den ersten Jahren die Kirchen und Wohnungen her und fingen an, für die Mission Grundbesitz zu erwerben. Das alles thaten sie ohne Beihilfe der Katholiken in Bulgarien und ohne Unterstützung seitens frommer Vereine; denn Msgr. Canova hätte sich, wie er schriftlich hinterließ, ein Gewissen daraus gemacht, andere Missionen um die Unterstützung der Propaganda zu berauben. Er that also alles einzig mit dem Almosen seiner persönlichen Freunde in Italien und mit den Ersparnissen, die er selbst und seine Missionäre erzielten. (Schluß folgt.)

Japan.

Apostol. Vikariat Süd-Japan. Aus einem Briefe Msgr. Cousins, des Apostol. Vikars von Süd-Japan, an die Vorsteher



Msgr. Raynaudi, Titularbischof von Egea, apostol. Vikar von Sophia und Philippopolis.

des Vereins der Glaubensverbreitung, theilen wir die folgenden erfreulichen Nachrichten über das Wachsthum unseres heiligen Glaubens im Mikadoreiche mit: „Das eben verlossene Jahr reichte für mich kaum aus, um alle Schulen des Vikariats zu besuchen. In meinem frühern bescheidenen Wirkungskreise als einfacher Missionär ist es mir nicht möglich gewesen, einen Gesamtüberblick über unsere Arbeiten und Erfolge zu gewinnen. Meine erste Pastoralvisite des Vikariats hat mir nun die Größe der Wohlthat um so klarer gezeigt, welche die Kirche und die Civilisation dem Werke der Glaubensverbreitung schulden. Die Seelenzahl unserer Christen beträgt augenblicklich 26 302; seit unserm letzten Berichte wurde die heilige Taufe 1700 Personen,

darunter 719 Erwachsenen, gespendet. Im Vergleiche zu den Millionen Heiden, welche uns umgeben, ist das freilich sehr wenig; aber recht viel, wenn man die Schwierigkeiten ins Auge faßt. Mehr als die Hälfte unserer apostolischen Arbeiter sind eben mit der Seelsorge der christlichen Gemeinden vollauf beschäftigt; zählen doch dieselben mitunter 4000 Seelen, welche auf verschiedenen Inseln in einer Ausdehnung von 100 km zerstreut leben. Ueberall traf ich Priester und Katechisten voll Eifer, und ich darf zuversichtlich einer noch reichern Ernte entgegensehen. Unsere jetzigen Katechisten waren zur Zeit, da sie ihre Schulbildung hätten erhalten sollen, bei der damaligen Verfolgung eingekerkert oder um des Glaubens willen flüchtig. Ihre Nachfolger werden besser geschult sein und mit den Heiden den Kampf erfolgreicher aufnehmen können. Auch ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, da das Seminar uns jährlich mit einer Anzahl eingeborner Priester versehen wird. Künftigen März werde ich den Trost haben, 6 Seminaristen die

Priesterweihe zu erteilen. Damit bricht für unsere Mission eine neue Aera an. Fahren Sie also fort, uns mit Ihren Almosen zu unterstützen. Ich habe im letzten Jahre 2889 Personen gesirmt; die Zahl der Ostercommunione im Vikariate betrug 14 600.“

Bororderindien.

Das neu errichtete **Bisthum Puna**, welches durch die neue Hierarchie für Indien von dem großen Doppelvikariate Bombay-Puna abgetrennt wurde, hat in P. Bernhard Weiderrinden S. J., der manchen unsern Lesern persönlich bekannt sein wird, Anfang März dieses Jahres seinen ersten Oberhirten

erhalten. Die freudreiche Einführung des neuen Bischofs schildert uns der folgende Brief, den uns P. Aloys Hegglin S. J. aus Puna den 24. März 1887 schreibt:

„Wir hatten hier vor kurzem zwei außergewöhnliche Feste, beide fast zur nämlichen Zeit.

Sie wissen, es ist dies das 50. Jahr, daß die Königin Victoria den Thron Englands bestieg. Die Indier feierten das Jubiläum des Regierungsantrittes ihrer Kaiserin den 16. und 17. Februar mit großer Begeisterung, und gaben so einen deutlichen Beweis, daß sie, trotz gelegentlicher Beschwerden, die englische Verwaltung als einen Segen für das Land betrachten. Dankgottesdienste, Fest-Telegramme, Adressen, Versammlungen, Paraden, Schauspiele, Kinderfeste, Schulpfarten, Verzierung und Beleuchtung der Häuser, Feuerwerke, Wettspiele, Stiftungen zu gemeinnützigen Zwecken: alles vereinigte sich, um die Tage so glänzend wie möglich zu begehen, und die Zeitungen hatten Mühe, die vielen Berichte in ihren Spalten unterzubringen. Die Katholiken Puna's blieben an Loyalität hinter niemanden zurück; sie trugen nach Kräften zu den öffentlichen Festlichkeiten bei

und stifteten außerdem von ihren karglichen Mitteln, unter hochherziger Beihilfe einiger Parsis und Hindus, zwei Stipendien von je 500 Rupien (1000 M.), das eine für die Knabenschule von St. Vincent, das andere für die Mädchenschule der Schwestern.

Noch während die Vorbereitungen für das Jubiläum im Gange waren, traf eine für die Katholiken besonders freudreiche Nachricht ein. Der Heilige Stuhl, so hieß es, hat Puna zum Sitz einer neuen Diocese erhoben und den hochw. P. Bernhard Weiderlinden S. J., der seit einem Jahre die hiesige Pfarrei

und Schule leitete, zu ihrem ersten Bischof ernannt. Die Nachricht zündete wie ein Blitzstrahl. Sofort wurde ein Comité gebildet und eine Sammlung veranstaltet. Eine Deputation überbrachte Sonntag den 20. Februar dem neuernannten Oberhirten, der unterdessen in Bombay weilte, die Glückwünsche der Katholiken von Puna und Kirky und überreichte in deren Namen ein herrliches Brustkreuz mit Kette und bischöflichem Ring.

Den folgenden Sonntag, es war der 27. Februar, empfing der neue Oberhirte, zugleich mit dem hochw. P. Georg Porter S. J., dem designierten Erzbischof von Bombay, die bischöfliche Consecration von der Hand des päpstlichen Delegaten Agliardi in Allahabad.

Mit Sehnsucht harreten die Katholiken seiner Ankunft entgegen und waren emsig beschäftigt, ihm einen möglichst glänzenden Empfang zu bereiten. Die Stunde

nahte; es war in der Abendkühle des 6. März, eines Sonntags. Die Spitzen der katholischen Gemeinden von Puna und Kirky versammelten sich bei der bischöflichen Wohnung und führten den Kirchenfürsten mit einem stattlichen Geleite von 30 Wagen durch die breiten Alleen des Cantonnements zur Soldatenkirche von



Indische Typen aus Puna.

- 1 Eingehorne aus der Kaste, welche Palmbranntwein bereitet. 2 Advokat aus der Brahminenkaste mit seinen Kindern. 3 Christ aus vornehmer Kaste. 4 Indischer Beamte und Frau. 5 Wärterin mit Parfittkern.

St. Patrick, die zur Kathedrale ausersehen ist; dort erwartete ihn das gläubige Volk. Gegen 6 Uhr verkündeten die freudigen Klänge der Musikbände die Ankunft des Bischofs. Mehr als 600 katholische Soldaten, mäcker Söhne des grünen Erin, bildeten Spalier, die katholischen Männer ordneten sich in Reih' und Glied; an sie schlossen sich die Ministranten und der Clerus, und so geleiteten wir den Bischof, der unter einem Baldachin einerschritt, in Procession zum Eingang der Kirche, der mit seinen Triumphbögen, Fahnen, Inschriften und Kränzen einen herrlichen Anblick bot. Freude strahlte auf allen Gesichtern, die Musikbände spielte eine begeisterte Weise, und von den Zinnen der Kathedrale läutete das einzige Glöcklein aus Leibeskräften fröhlich hernieder und schien ganz zu vergessen, daß es seine frühere Silberstimme in Sturm und Wetter längst eingebüßt hatte.

Am Portale begrüßte P. Hillenkamp S. J., der Obere von St. Vincent, den Kirchenfürsten mit einer Adresse im Namen des Clerus, und Colonel Corballis mit einer Adresse im Namen des Volkes. Der Bischof erwiderte mit männlichen apostolischen Worten; er dankte insbesondere für die edlen Gesinnungen der Liebe und Ergebenheit, denen in den Adressen Ausdruck geliehen war, und erklärte, daß unter der schweren Bürde, welche der Heilige Vater auf seine schwachen Schultern gelegt, die Hoffnung ihn aufrecht erhalte, daß unter dem Schutze des hl. Thomas und des hl. Franz Xaver, dieser glorreichen Apostel Indiens, und des hl. Patricius, des mächtigen Patrons seiner Kathedrale, Clerus und Volk ihm treulich zur Seite stehen, und geeinigt im liebevollsten Herzen des Erlösers durch alle Mittel des Eifers ihm helfen werden, dem Evangelium in heidnischem Lande neue Wege zu bahnen.

Hierauf schritt der Zug in die geräumige, festlich gezierte Kirche. Die rauschenden Töne des Te Deum füllten die weiten Hallen; der Bischof setzte sich auf seinen Thron und empfing die Huldigung von seiten des Clerus; dann gab er zum ersten Mal langsam und feierlich der versammelten Herde seinen bischöflichen Segen. Die Feier der Inthronisation wurde beschlossen mit einer Segensanbacht.

Mittlerweile senkte sich die Tropennacht auf die Gefilde von Puna, und als der Bischof, umgeben von seinem Clerus, segnend durch die Reihen des Volkes aus der Kirche schritt, schimmerten die Sterne am Himmel, und mit ihnen wetteiferten die von Menschenhand geschaffenen Lichter, das Gotteshaus zu erhellen.

So haben wir denn einen Bischof und eine Diocese von Puna. Der neue Oberhirte ist ein Sohn der rothen Erde; 1842 im Schoße einer echt christlichen Familie des Münsterlandes geboren, trat er, nach glücklich vollendeten Gymnasialstudien und nach seinen mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien auf den Universitäten Münster und Göttingen, 1865 in das Jesuitennoviziat von Münster; nach Ausweisung des Ordens aus Deutschland in England zum Priester geweiht, wirkte er mehrere Jahre in den Pfarren von Bedford-Leigh und Portico (Diocese Liverpool), in denen er wegen seiner gewinnenden Freundlichkeit und seines unermüdligen Eifers auch jetzt noch in gelegnetem Andenken steht. Im Herbst 1879 für die Mission von Bombay auserlesen, war er längere Zeit in den Collegien von Bombay thätig und bekleidete dann drei Jahre lang das wichtige Amt eines Obern für den Regular-Clerus im ganzen Missionsgebiete. Im Beginne des letzten Jahres übernahm er die Leitung des St. Vincent-Gymnasiums und der Franz-Xaver-Pfarre von Puna, das ihn so bald als

seinen ersten Bischof begrüßen sollte. Der neue Seelenhirte ist eine hohe, stattliche Figur, und wenn er im Ornate dasteht, ist er geradezu eine prächtige Erscheinung — jeder Zoll ein Bischof, wie ein protestantisches Tagblatt sich ausdrückt.

Die Diocese von Puna umfaßt hauptsächlich jenen Theil der Präsidenschaft von Bombay, welcher jenseits der Westghats im Dekkan liegt; sie grenzt im Osten an das Gebiet von Haiderabad, von Berar und Nagpur, im Norden an den Staat Indore, im Süden an Mysore und Goa; im Westen besitzet sie den ganzen Küstensaum von Goa bis Bombay oder die südliche Hälfte des sogenannten Konkans. Ein Blick auf die Karte genügt, um die weite Ausdehnung der Diocese zu begreifen; sie könnte bequem allen Diocesen der Schweiz ein Plätzchen anweisen. Die neue Diocese ist in der That reich an Land, aber arm, sehr arm an Seelen. Die größte Gemeinde ist die von der Unbefleckten Empfängniß in Puna, sie zählt 2500 bis 3000 Seelen; aber diese Gemeinde untersteht nicht der Jurisdiction des Bischofs; das Gleiche ist der Fall mit mehreren anderen Kapellen und Kirchen, namentlich im Konkans, die, obgleich vom Gebiete von Puna umschlossen, vom Heiligen Stuhle unter dem Erzbischof von Goa gelassen wurden. Im ganzen kann die Diocese 5 Militärstationen ihr eigen nennen, 6 bedeutendere Eisenbahnorte und dann etwa 10–20 Kapellen in untergeordneten Plätzen. Die St. Vincent-Schule hier in Puna ist die einzige Mittel- oder Gymnasialschule der Diocese; außerdem besteht hier ein Döchterpensionat, das zugleich Waisenhaus ist, unter der Leitung von Schwestern. Belgaum besitzt ein Haus für Aussätzige, und dies ist unser einziges spitalähnliches Institut. Von einem Seminar konnte natürlich bis jetzt keine Rede sein. Der ganze Welt- und Ordensclerus weist nicht mehr als 20 Mitglieder auf. Die meisten Stationen sind zu arm, um sich selbst erhalten zu können, und fristen ihr Dasein zum Theil von dem, was die Militärkapläne von ihrem Gehalte erübrigen. Der Bischof selbst muß zur Miete wohnen.

Außer den Soldaten, die nur auf kurze Zeit in einer Station verbleiben, besteht die katholische Bevölkerung aus Europäern und Abkömmlingen von Europäern, die entweder dem Handel obliegen oder an den Eisenbahnen und im Staatsdienste angestellt sind; dazu kommen eingewanderte Madrasen und Goanesen, die als löbliche Köche und Kellner ihr Brod zu verdienen suchen. Es begreift sich, daß alle diese Christen mehr oder weniger ein Nomadenleben führen; sie lassen sich nieder, wo sie Anstellung und Beschäftigung finden, und halten stets den Wanderstab in Bereitschaft für die Zeit der Dienstlosigkeit. Unter den Mahrattas, welche die einheimische Bevölkerung des Landes bilden, zählt das Christenthum bisheran nur wenige Befenner. Die Geschichte kennt die Mahrattas als ein kriegerisches, eroberndes Volk, das seine wilden Reiter jährlich zu Tausenden über die Nachbarstaaten ergoß. Noch schauen die gewaltigen Mauern seiner Zwingburgen, die allenthalben die Höhen der Berge krönen, kühn und romantisch in die Thäler hernieder und rühmen selbst in ihrem Zerfall die Thatkraft der einstigen Erbauer.

Die bürgerliche Macht der Mahrattas ist gebrochen; aber noch herrscht das Brahminenthum, noch stehen die Gözentempel; noch lebt das Heidenthum, tief eingewurzelt in den Anschauungen, Sagen, Traditionen und den Vätern des Volkes.

Dies ist das Ackerfeld, welches der neue Bischof von Puna zu bebauen berufen ist. Die Diocese steht; das Senfkörnlein

ist in die Erde gelegt; wann wird es zum Baume werden, unter dem die Vögel des Himmels sich sammeln?

Möge der freundliche Leser dieser Zeilen, eingedenk der alten Wahrheit, daß die Befehrung der Seelen nicht der Menschen Thun, sondern Gottes Werk ist, oft in seinen Gebeten und guten Werken der Kirche Indiens und speciell der Diöcese Puna's sich erinnern, damit der Herr die Arbeiten seiner Bischöfe und Missionäre segne und der armen, blinden Heiden sich erbarme. Und wer ein herzliches Verlangen hat, irgendwo ein gutes Werk zu stiften oder eine milde Gabe zu spenden, ohne daß die Nachbarn viel davon merken, der denke an Puna und seinen Bischof und dessen weit zerstreute dürftige Missionsposten fern ab im Indierlande."

Äquatorial-Afrika.

Die Martyrer von Uganda (Buganda). Unsere Leser erinnern sich an die Festigkeit, mit der die jungen Christen in Uganda ihren Glauben bekannten. Heute wollen wir aus einem Briefe Mgr. Rivinhas einige Züge christlichen Heldenthums erzählen, den dieselben angesichts des qualvollen Todes bewiesen haben.

„Ein junger Krieger, Jakob Buzabaliao, welcher sich durch seine große Herzenskraft und fast noch mehr durch den Eifer auszeichnete, womit er die Kinder der Hauptstadt im Glauben unterrichtete, wurde vor den König beschieden. Muanga bedrohte ihn mit dem Tode, falls er nicht aufhöre, anderen von der Religion zu sprechen; allein der Krieger kannte keine Furcht, sondern setzte sein Apostolat unerschrocken fort. Nun warf der Herrscher seinem Unterthanen vor, daß er es gewagt habe, ihn selbst zu unterrichten und befehlen zu wollen. Das war freilich ein Verbrechen, welches unsern Neophyten zu einem der ersten Opfer für den Glauben bestimmte. ‚Bist du das Haupt der Christen von Kigoa?‘ herrschte der König den Krieger an. — ‚Ich bin zwar Christ, aber ihr Haupt, wie du sagst, bin ich nicht‘, war die Antwort. — ‚Der junge Mensch will den Großen spielen‘, erwiderte Muanga; ‚wenn man ihn sieht, sollte man ihn für den Mutinda (Landesherrn) halten.‘ — ‚Danke‘, sagte Buzabaliao, ‚danke für den erlauchten Titel, welchen du mir gibst.‘ — ‚Das ist derselbe Mensch, der mich zum Christenthum hinüberziehen wollte; Henker, packt ihn, macht ihn auf der Stelle nieder; mit dem wollen wir anfangen.‘ — ‚Lebe wohl, König‘, sagte der junge Christ ohne Zittern, ‚ich gehe hinauf ins Paradies, um bei Gott für dich zu beten.‘

Jakob mußte an mir vorbei, um zum Richtplatze zu gelangen, wo ihn der Henker enthaupten sollte. Ich erhob die Rechte, um ihm die letzte Losprechung zu erteilen. Als Antwort streckte er die gefesselten Hände empor und zeigte auf den Himmel, wo wir uns einst wiederzusehen hoffen. Heiter lächelnd, als ginge es zu einem Feste, schien mir sein Blick sagen zu wollen: ‚Vater, warum klagst du? All' diese Leiden sind ja nichts im Vergleich mit den ewigen Gütern, die du uns kennen gelehrt.‘

Karl Luanga, der Aufseher der Pagen, wurde von seinen Gefährten getrennt. Vielleicht hoffte man, so ihn leichter zum Abfalle bewegen zu können. Um den Muth des Glaubenszeugen auf die Probe zu stellen, erbat sich ein Henker vom Könige unseren Christen, indem er versprach, denselben nach Gebühr peinigen zu wollen. Der Unmenschen röstete Karl langsam, indem er bei den Füßen die Marter begann.

‚Ob Gott wohl kommt und dich aus der Glut befreit?‘ spottete der Mörder, als er das Feuer an sein Opfer brachte.

Ruhig erwiderte der Blutzuge: ‚Armer Unglücklicher, du weißt nicht, was du sagst. In diesem Augenblicke ist mir, als gößest du Wasser über meinen Leib aus; dich aber wird Gott, den du jetzt lästerst, eines Tages in wirkliches Feuer verstoßen.‘ Nach diesen Worten sammelte er sich wiederum und erduldete die langsamen Qualen, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben.

Die drei jüngsten Pagen, Simeon Sebuta, Dionysius Kamukia und Uelaba, der noch Katechumene war, erregten das Mitleid des ersten Scharfrichters. Um sie zu retten, sagte er ihnen: ‚Ihr braucht nur zu erklären, nicht mehr beten zu wollen, und Muanga wird euch begnadigen.‘ Die Kinder jedoch gaben ihm zur Antwort: ‚Solange wir leben, wollen wir vom Gebete nicht ablassen.‘ Mtabanga, der Henker, bestand nicht länger auf seiner Forderung, da er hoffte, daß der Anblick der Qualen ihrer Gefährten mehr vermöchte als seine Worte. Man führte daher die drei Kinder mit den übrigen Pagen auf den Hügel Kamugongo vor St. Maria von Rubaga. Im ganzen waren es 34 Opfer. Hohe Haufen dürrer Schilfrohes waren auf der Spitze des Hügels zubereitet. Die Mörder machten daraus große Bündel, in jedes hinein banden sie einen der Verurtheilten. Für Simeon Sebuta wurde kein Haufen errichtet. Da sich das Kind zurückgesetzt fühlte, rief es: ‚Wo ist mein Platz? Jeder hat den seinigen, ich will auch einen solchen.‘ Scheinbar willfährte man seinem Wunsche, doch band man ihn, sowie Dionysius und Uelaba, abseits von den anderen. Als die Vorbereitungen zur Hinrichtung vollendet waren, wurden die Blutzuge nebeneinander nach derselben Richtung gelegt. Unter den Opfern befand sich der Sohn des ersten Scharfrichters selbst, der junge Katechumene Mbaga. Der unglückliche Vater hatte kein Mittel unversucht gelassen, um seinem Kinde ein Wort des Abfalles zu entlocken. Vergeblich hatte er gehofft, der Anblick der Zurüstungen zur Urtheilsvollstreckung werde den Sinn des Knaben ändern; das Kind ließ sich binden, ohne nur ein Wort zu sagen. Im letzten Augenblicke machte der Vater nochmals einen Versuch. ‚Mein Sohn‘, sprach er, ‚willige wenigstens darein, daß ich dich in ein sicheres Versteck bringe, wo dich kein Mensch entdecken soll.‘ — ‚Nein, Vater, ich will mich nicht verbergen lassen. Du bist Sklave des Königs; er gab dir den Befehl, mich zu tödten. Wenn du das unterlässest, wirst du dir nur Unannehmlichkeiten zuziehen, und die möchte ich dir ersparen. Ich kenne den Grund meines Todes; um der Religion willen sterbe ich. Vater, tödte mich.‘ Um seinen Sohn nicht den Feuerqualen preiszugeben, ließ Mtabanga demselben durch einen Henkersknecht einen heftigen Stoßschlag in den Nacken versetzen. Todt fiel das Kind zur Erde, dann wurde es gleich den anderen in einen Schilfhaufen gelegt. Nach dieser ersten Urtheilsvollstreckung wurden die Stöße in Brand gesetzt und zwar zu Füßen der Opfer, um diese desto länger leiden zu lassen, und in der Hoffnung, daß doch noch mancher sich schwach erweise, sobald ihn die Flamme ergreife. Eitle Hoffnung! Die Martyrer öffneten den Mund nur zu gemeinsamem Gebete.

Unterdessen riefen ihnen ihre Mörder zu: ‚Wisset es, wir tödten euch nicht; die Ibalalis (Götzen), welche ihr verächtlich masitani (Teufel) genannt, sie tödten euch.‘ — ‚Wenn uns die Teufel tödten‘, antworteten mehrere Stimmen aus den Flammen, ‚dann seid ihr deren Diener.‘

Eine halbe Stunde später erloschen die Haufen; eine Reihe Leichname, halb verbrannt und mit Asche bedeckt, bot sich den Blicken dar.

Der kleine Simeon und seine Gefährten betrachteten diese rauchenden Ueberreste und warteten mit Ungebulb, bis endlich die Reihe an sie käme. „Seid unbesorgt,“ rief man ihnen zu, „wir heben euch für das Ende des Festes auf, wenn ihr in eurem Troste verharren wollt; denn ihr sollt nur Gnade finden, wenn ihr die Religion aufgebet.“ Die Pagen waren untröstlich. Der alte Mbadjanga, der zum ersten Male in seinem Leben sah, daß Kinder den Tod nicht scheuten, traute seinen Augen nicht. Er ließ die drei losbinden und ins Gefängniß bringen. Ganz niedergeschlagen klagten die Knaben: „Warum tödtet ihr uns nicht? Wir sind Christen wie die, welche ihr soeben verbrannt habt; wir haben unsere Religion nicht verlassen und werden sie niemals verlassen. Es ist also unnütz, uns für später zu bewahren.“ Der Henker blieb taub gegen alle Bitten. Viel-

leicht wollte es Gott nicht zulassen, daß die Einzelheiten über den heldenmüthigen Tod von 31 Pagen unbekannt bleiben sollten, und gab deshalb den Sklaven Muanga's ein, der drei Kinder zu schonen. Sie sind die einzigen Ueberlebenden aus der glorreichen Schaar als Zeugen des Martertodes ihrer Genossen.

Die Todesverachtung der Christen, ihre Ruhe inmitten der Qualen, setzten Muanga, die Henker, ja alle Heiden in das größte Erstaunen. Sie sagen, wir bezauberten die, welche sich bei uns unterrichten lassen, bergestalt, daß sich keiner des Bannes erwehren könne, sondern jeder mit Hintansetzung aller Freuden dieses Lebens den Tod suche, dessen ausgesuchteste Qualen ihm süß vorkämen. Um seine Tochter von dem unheimlichen Zauber zu befreien, nahm ein Eingeborener seine Zuflucht zu einem grausamen, aber gläubischen Mittel. Nachdem er Schmeichelei und



Die Kirche von Lagos.

Drohungen umsonst versucht, ergriff der Vater ein Messer und brachte dem Mädchen am Kopfe und Körper mehrere tiefe Schnittwunden bei. „Daraus“, sagte er, „muß sich die verwünschte Lehre entfernen, welche man dir eingepflanzt hat, und der Zauber muß weichen, der dich bestrickt.“ Viel Blut floß freilich, allein die Lehre sammt dem Zauber blieb.“

Westafrika.

Beninküste. Von dem Oberrn des Apostolischen Vikariats der Beninküste, dem hochw. Herrn Chausse, erhalten wir das folgende Schreiben, datirt Lagos, den 13. Januar 1887:

„Ich erlaube mir, Ihnen nachstehend einen Bericht über meine neuliche Reise in das Njebureich mitzutheilen. Er wird,

denke ich, für die Leser der „Katholischen Missionen“ nicht ohne Interesse sein.

Das Njebureich grenzt zwar im Nordosten an Lagos, ist aber trotzdem den Europäern so unbekannt, als ob es im Lande der Gegenfüßler läge. Seit dem 16. Jahrhundert ist es ihnen vollständig verschlossen geblieben. Im Jahre 1870 trieb die Neugierde den Gouverneur von Lagos, Sir John Glover, die Hauptstadt des Reiches, Ode, zu besuchen. Er kam glücklich bis zu den Wällen der Stadt; aber da wurde er genöthigt, Halt zu machen. Bald ging ihm die Weisung zu, sich der Hofsitte gemäß Kopf und Bart zu scheeren, wenn er Se. Majestät begrüßen wolle. Acht Tage später kehrte Sir Glover wieder heim, ohne die Stadt betreten oder den König gesehen

zu haben. Vor einigen Monaten wollte ein protestantischer Prediger, ein geborener Njebu, sich in seine Heimat begeben, um seine Mutter zu besuchen; aber es wurde ihm verboten, das Land zu betreten.

Dorther kam nun im vergangenen Juni ein Bote zu mir nach Lagos, mit dem überraschenden Ersuchen, nach Obe zu kommen; der König wüßte meine Bekanntschaft zu machen und sich mit mir über eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Ich war damals gerade von Oyo, einer Stadt im Innern des Landes, zurückgekehrt; ich mußte mich nothwendig zuerst wieder kräftigen und konnte daher der freundlichen Einladung nicht gleich folgen. Zwei Monate später erschien derselbe Bote wieder, und zu meinem großen Bedauern war ich auch da noch genöthigt, die Reise zu verschieben. Zwei Missionäre waren nach

Europa abgereist, andere lagen krank danieder; ich war mit Arbeiten überhäuft und konnte daher meinen Posten nicht verlassen. Im October stellte sich der Bote von neuem ein und dieses Mal konnte ich der Einladung entsprechen. Am 9. reisten wir von Lagos ab. Eine zwölfstündige Fahrt über die Lagune Osa brachte uns nach Itole, einem kleinen Dorfe des Njebureiches. Dorthin hatte der König mir ein Pferd und Gepäckträger entgegengeschickt. Wir übernachteten daselbst. Ein schmaler, unebener Pfad führte uns am folgenden Tage abwechselnd durch hohes Gras, durch Wälder mit riesigen Bäumen und durch Sumpfigen. Am Abend erreichten wir Obe, das Ziel unserer Reise. Der erste Minister des Königs führte mich in seine Wohnung; er erwies mir die großmüthigste Gastfreundschaft.



Fahrt über die Lagune Osa.

Am nächsten Tage wurde ich vom Monarchen selbst in öffentlicher und feierlicher Audienz empfangen. Mit einem herzlichen Händedruck bewillkomnte er mich. Dann begrüßte ich ihn und die Häuptlinge in der Yorubasprache. Diese meine Kühnheit brachte die beste Wirkung hervor. Häuptlinge und Volk riefen laut: 'Es lebe der König, es lebe der aguda (katholische) Priester!' Dann fuhr ich, zum Monarchen gewendet, fort: 'Es wird dir vielleicht nicht unangenehm sein, einiges über uns und unsere Arbeiten unter den Eingeborenen zu erfahren.' — 'Ich weiß allerdings nicht alles,' antwortete er, 'aber was ich gehört habe, hat mir eine solche Bewunderung eingeflößt, daß ich gleich bei meinem Regierungsantritte beschloß, deine Bekanntschaft zu machen und dich meinen Häuptlingen und

meinem Volke vorzustellen. Morgen', fügte er bei, 'werde ich dich zu jedem meiner Häuptlinge führen lassen.' — Das Wetter war regnerisch; ein äußerst heftiger Schauer verursachte ein solches Geißel, daß wir uns nicht mehr verstehen konnten. Mit des Königs Erlaubniß zog ich mich zurück.

Seinem Versprechen gemäß ließ er mich am folgenden Morgen durch einen Diener abholen und der Reihe nach zu seinen Häuptlingen führen. Er hatte mir eines seiner Pferde zur Verfügung gestellt. Ueberall wurde ich mit Freude, mit größter Herzlichkeit aufgenommen. Eine Schaar Kinder begleitete mich; sie stritten sich um die Ehre, während der Zeit der Besuche mein Pferd halten zu dürfen. Sie zeigten weder Furcht noch Mißtrauen, wie ich es sonst wohl bei Kindern bemerkt habe.

Die Stadt zählt, wie mir scheint, 30 000 bis 35 000 Einwohner. Die Häuser sind im Biederl gebaut und groß. Die Straßen sind breit, aber namentlich zur Regenzeit sehr schmutzig.

Es gibt wenig Länder, in denen die Sklaverei noch dermaßen herrscht, wie im Njebureich. Sie ist auch der Grund, weshalb es den Europäern seit dem 16. Jahrhundert so hartnäckig verschlossen blieb. Die Sklaven sind der Reichtum der Njebus; unter einer civilisirten Regierung würde aber die Sklaverei schwinden, und das würde, meinen sie, ihr Ruin sein. Von der englischen Kolonie Lagos ist das Njebureich nur durch die Lagune Oja getrennt. Wie kommt es nun, daß England seine Oberhoheit noch nicht darüber ausgedehnt hat? Am guten Willen dazu hat es wohl nicht gefehlt; aber die Njebus sind, wie die Dahomeer, sehr gefährliche Leute. Uebrigens hüten sie sich ihrerseits auch wohl, sich den Engländern gegenüber etwas zu Schulden kommen zu lassen; denn diese haben ihnen doch Achtung eingeflößt.

In der Hauptstadt dieses merkwürdigen Landes befand ich mich also — gerufen von dem Fürsten, von ihm und den Häuptlingen freundlich empfangen und beschenkt. Nachdem ich den letzteren meine Besuche abgestattet, begab ich mich wieder zum Könige. Ich entsprach damit einem Wunsche, den er mir am vorigen Tage geäußert hatte. Dieses Mal war ich mit ihm allein; nur der Diener, welcher mich begleitet hatte, war zugegen. Da eröffnete er mir nun folgendes: Nach dem Tode des verstorbenen Königs hat das Volk mich zu seinem Nachfolger erwählt. Die Krone habe ich noch nicht erhalten. Auch wird mein feierlicher Einzug in den Königspalast erst nach 6 Monaten stattfinden. Dann werde ich im vollen Besitze der königlichen Macht sein. Inzwischen danke ich dir, daß du meiner Einladung gefolgt bist und mich und meine Häuptlinge, die sonst den Fremden so feindselig sind, besucht hast. Ich danke Gott, daß du von ihnen so freundlich empfangen wurdest; deine Gegenwart wird mehr als ein Vorurtheil zerstreuen. Ist eine Speise schmackhaft, so sind diejenigen, welche sie gekostet, nicht eher zufrieden, als bis sie sich gesättigt haben. Meine Häuptlinge haben Gefallen an dir gefunden; sie werden sich nach dir zurücksehnen. Noch ein wenig Geduld, dann werde ich dir in dem großen Hause, das dem königlichen Palaste gegenüberliegt, eine Wohnung anweisen, und du wirst mir helfen, meinem Volke die Augen zu öffnen. Ich verlange nach deiner Beihilfe zu diesem Werk. Sie sehen, das sind schöne, trostreiche Worte. Der König will, daß wir die Augen seines Volkes öffnen — sie öffnen dem Lichte des Glaubens.

Verschiedene Male habe ich den Monarchen noch besucht. Immer hat er mich mit einer Achtung empfangen, die einem Christen Ehre machen würde. So scheint denn der von Gott bestimmte Tag der Bekehrung des bisher so unbekannten Landes anzubrechen. Flehen Sie zu Gott, daß er mir Missionäre und die so nöthigen Hilfsmittel gewähre. Ueberall verlangt man nach unserer Gegenwart, und dort, wo wir sind, arbeiten wir Gott sei Dank mit trostreichem Erfolg. Mögen die Christen in Europa uns mit ihren Gebeten unterstützen und uns nicht ohne die nöthigen Hilfsmittel lassen.“

Südamerika.

Apostol. Vikariat Nord-Patagonien. (Schluß des Berichtes über die Missionen am Rio Negro.) „Nachdem wir Abschied genommen, eilten wir zu einer andern Gruppe von Häusern,

wegen der Fruchtbarkeit des Bodens Esperanza (Hoffnung) genannt. Wir kamen zu der Hütte eines Indianers, der bei der heiligen Taufe den Namen und Vornamen seines Paten, Clemens Ruiz, erhalten hatte. Dort verweilten wir 2½ Tage. Während ich die Leute der Umgegend in Kenntniß setzte, versammelte der hochwürdigste Herr eine Schaar von Kindern um sich und lehrte sie das Kreuzzeichen machen. Inzwischen kehrte und ordnete unser Diener die Hütte, welche als Kathedrale dienen sollte. Die in der Nähe wohnenden Kolonisten theiligten sich an der Mission; unter ihnen war eine gute Familie aus der Umgegend von Vicenza, welche in Thränen ausbrach, als der Apostolische Vikar von dem Heiligthum auf dem Berge und von den schönen Gesilden der Lombardie sprach. „Wir hoffen“, sagten die braven Leute, hier in Amerika unser Glück zu finden; jetzt sehen wir, daß wir das Paradies unserer Heimat verlassen haben, um uns in das Elend dieser Wüste einzuschließen.“ — „Ihr habt Recht“, antwortete der hochwürdigste Herr, „ich möchte keinem rathen, ein Land zu verlassen, wo er nur dem Beispiele tugendhafter Leute zu folgen braucht, während er hier seine Seele in die größte Gefahr bringt.“

Von Esperanza ritten wir nach dem ziemlich fruchtbaren Orte Cubanea. Es wohnen dort zahlreiche Familien, meist italienische, die vor 10, 15 oder 20 Jahren hierher gekommen sind. Die Familie, bei der die Missionäre fast immer Einkehr hatten, ist die des Bartholomäus Serra. Er stammt aus der Umgegend von Bobbio. Immer war er voll Aufmerksamkeit gegen uns. Seine ausgezeichnete Gattin empfing den Apostol. Vikar mit der herzlichsten Freude. Sie war so froh, wieder einmal jemanden zu treffen, mit dem sie in ihrer Muttersprache reden konnte. Sie räumte ihm gerne das beste Zimmer ein und bewirthete ihn so gut sie nur konnte. Alle Glieder der Familie waren brave Christen, und der hochw. Herr fühlte sich in ihrer Mitte recht glücklich. Vier Tage blieben wir dort. Wir besuchten die Bewohner der Umgegend und luden sie zur Theilnahme an der Mission ein. Als Kapelle mußte eine leerstehende Hütte dienen. Wir konnten den Altar auf abgehauenen Baumstämmen herrichten; auf einem solchen saß auch der Apostol. Vikar, während er Beicht hörte und predigte. Morgens und Abends kamen die Gläubigen von nah und fern zu den religiösen Übungen; ein weißes Tuch am Ende einer hohen Stange setzte sie vom Anfange derselben in Kenntniß. Viele Leute, besonders Männer, empfingen die heiligen Sacramente. Das gute Beispiel unserer Wirthin trug nicht wenig dazu bei. Ihre ganze Familie bereitete sie auf den Empfang der heiligen Communion vor. „Benützen wir jetzt“, sagte sie, „die Gnade des Herrn; wenn wir krank sein werden, ist es uns vielleicht nicht möglich, die heiligen Sacramente zu empfangen.“ Diese Worte waren sozusagen eine Prophezeiung. Als der hochw. Herr einige Zeit nachher eines Tages über den Rio Negro sehen wollte, um nach Biedma zu gehen, bemerkte er 4 Rähne auf dem Flusse. Er fragte die Nuderer woher sie kämen. „Von Cubanea“, war die Antwort. — „O was gibt es da Neues? Was führt ihr da mit euch im Rähne?“ — „Eine Leiche.“ — „Wer ist denn gestorben?“ — „Magdalena Serra.“ — Trauer ergriff den hochw. Herrn bei diesen Worten. Es war unsere gute Wirthin. Er entblößte sein Haupt, segnete vom Ufer aus die Leiche und flehte innig zu Gott, der Verstorbenen die ewige Ruhe zu geben. Welch ein Glück für sie, daß sie als gute Christin gelebt und sich die Anwesenheit der Missionäre zu Nutzen gemacht hatte!

Von Cubanea ging's weiter zum Berg Bagnal. Dort wurde eine Ehe eingeseget und an etwa 20 Personen die heilige Communion ausgeheilt; 4 Indianer wurden getauft und gesirmt; sie waren äußerst dürftig gekleidet; um die Füße trugen sie Ziegenfelle.

Am folgenden Tage kamen wir nach Primera Angostura. Wir blieben daselbst 3 Tage. Ein christlicher Indianer, Namens Bartolo Alfaro, stellte uns eine seiner Hütten zur Verfügung. Sie diente uns als Kapelle, Wohn-, Ess- und Schlafzimmer. Auch dort empfangen etwa 20 Personen die heiligen Sacramente. Der hochw. Herr spendete die heilige Firmung, und wir taufte einige Indianer, von denen einer 60, ein anderer über 70 Jahre alt war. Sie werden mich vielleicht fragen: Wo legen denn die Leute auf der Mission ihre Beichte ab? Die Männer beichten so ziemlich überall, wo sich nur Platz findet; die Frauen hingegen an einem Orte, der durch eine Decke oder ein Tuch abgetrennt ist: auf der einen Seite befindet sich das Beichtkind, auf der andern der Beichtvater, knieend oder sitzend, je nachdem ein Sitz da ist oder nicht.

Es war schon Abend, als wir in Segunda Angostura ankamen. Die beiden nächsten Tage benutzten wir, um Unterricht zu erteilen und die nach Möglichkeit vorbereiteten Indianer, sowie eine große Zahl Kinder christlicher Familien zu taufen. Der Apostol. Vikar erteilte die heilige Firmung. Einer tief eingewurzelten Gewohnheit gemäß findet hier, wenn ein Kind getauft oder eine Hochzeit gefeiert wird, ein Ball statt. Einige Indianer, die wußten, daß einige der Ihrigen die Sacramente der Taufe oder der Ehe empfangen werden, hatten eine Guitarre mitgebracht und begannen schon vor dem Anfange der religiösen Feier zu musizieren: lauter Mitzöne, ein Vorpiel der ohrzerreißenden Leistungen, die sie vorbereiteten. Der Apostol. Vikar und der Herr des Hauses mußten all ihr Ansehen aufbieten, um die Leute dahin zu bringen, den Tanz auf den folgenden Tag zu verschieben.

Als wir uns zur Weiterreise anschickten, bemerkten wir, daß drei unserer besten Pferde, auch das des hochw. Herrn, sich ohne unsere Erlaubniß davongemacht hatten. Ich befaß dem Soldaten, sie aufzusuchen, und er fand sie auch, nachdem er acht Tage gesucht, glücklich wieder und holte uns dann wieder ein. Wir hatten inzwischen unsere Reise fortgesetzt. Unser nächstes Ziel war das Haus des Indianers Payleman. Er kam uns entgegen; denn er wußte um unsere Ankunft. Payleman ist ein braver christlicher Indianer und ziemlich wohlhabend; er spricht ein wenig spanisch. Seine Gattin, die einige Bildung erhalten hat, empfing den hochw. Herrn höflich und stellte ihm ihre Kinder vor, welche seinen Ring küßten. Wir taufte dort 5 Indianer. Nach dreistündigem Galopp langten wir gegen Mittag bei der Kolonie Canesa an. Die Kolonie wurde im Jahre 1879 mit etwa 500 Indianern, unter Leitung der Regierung, welche ihnen eine festgesetzte Unterstützung zukommen ließ, gegründet. Aber infolge von Mißverwaltung wurde kein günstiger Erfolg erzielt. Als die Regierung nach 3 Jahren noch keine Besserung wahrnahm, stellte sie die Unterstützung ein, und die Indianer zerstreuten sich allmählich. Einige Familien jedoch, die sich schon einen kleinen Besitz erworben hatten, verblieben daselbst. Außerdem gibt es in Canesa und der Umgegend noch einige Duzend eingewanderte, meist spanische Familien; eine kleine Anzahl sind deutsch und protestantisch. Bei dem Richter des Ortes, Don Rodriguez, fanden wir gastliche Aufnahme. Der Commissär der Kolonie und der Schullehrer

machten dem hochw. Herrn während unseres dreitägigen Aufenthaltes ihre Aufwartung. Gegen 30 Personen empfingen die heilige Communion, andere wurden getauft und gesirmt. Obgleich der Apostol. Vikar ein so heißes Verlangen trägt, viele Seelen zu retten, so weiß er sich doch auch mit wenigen zu begnügen und tröstet sich mit den Worten: „Unser vielgeliebter Vater, Don Bosco, sagt, wir seien nur gekommen, um zu säen; andere würden nachfolgen, um zu ernten. Also Muth und vorwärts! Diese 30 Communione werden dereinst auf 300 und danach auf 3000 steigen, und dann . . . nun, es wird sich der Wille Gottes an diesen armen Bewohnern der Wüste erfüllen.“

Am Tage unserer Abreise war der Wind so heftig, daß wir unschlüssig wurden. Wir mußten über den Fluß setzen, dessen Wellen stürmisch bewegt waren. Da der hochw. Herr jedoch nur wenig Zeit mehr zur Verfügung hatte, so beschloß er, die Ueberfahrt zu wagen, wenn die Pferde hindurchschwimmen könnten. Wir machten uns daher auf den Weg. Unsere Pferde sprangen in den Fluß, und wir stiegen in einen Kahn. Wir hatten zwei tüchtige Ruderer; als wir aber das jenseitige Ufer erreichten, war es uns nicht möglich, zu landen. Da stürzte sich der Steuermann in den Fluß, schwamm mit Mühe ans Ufer, sagte eines unserer Pferde, band ihm ein Seil, welches wir an einem Ende hielten, fest an den Schweif, trieb das Thier auf alle Weise voran, und so gelang es ihm, den Kahn an eine geeignete Landungsstelle zu bringen. Nachdem wir alle zu Pferde gestiegen, legten wir eine Strecke von etwa 10 km zurück, um eine Ehe einzusegen. Abends gegen Sonnenuntergang waren wir an Ort und Stelle. Es war somit klar, daß die Ehe erst am nächsten Tag, einem Dienstag, nach der heiligen Messe eingeseget werden konnte. Aber es war unmöglich, den Bräutigam zu bewegen. Und warum? Wegen der abergläubischen Meinung, eine am Dienstag geschlossene Ehe müsse unglücklich sein. Ein Sprichwort sagt: „Hüte dich, an einem Dienstag oder Freitag dich zu verheirathen oder dich einzuschiffen.“ Er bat und beschwor daher den hochw. Herrn, die Ehe entweder gleich am Montag Abend einzusegen oder bis Mittwoch zu warten. Da der Apostolische Vikar sich überzeugt hatte, daß es unmöglich sei, den armen jungen Mann eines Bessern zu belehren, so gab er seine Zustimmung, aber unter der Bedingung, daß er dann auch am folgenden Morgen während der heiligen Messe die heilige Communion empfinde. Als bald machten wir in dem geräumigsten Zimmer den Altar zurecht, der Bräutigam und die Braut beichteten und die Ehe wurde eingeseget. Ihrem Versprechen getreu empfangen sie am nächsten Morgen mit vieler Andacht die heilige Communion. Zugleich mit ihnen nahte sich ein Bruder der Braut, ein bereits erwachsener und kräftiger Bursche, zum ersten Male dem Tische des Herrn. Nachdem noch mehrere Personen getauft und gesirmt waren, traten wir an dem nördlichen Ufer des Rio Negro die Rückreise nach Patagones an. Die Zeit drängte; denn man erwartete den hochw. Herrn für die Einweihung der neuen Kirche von Viedma.

Wir hatten zunächst einen beschwerlichen Ritt zu machen. Es galt, in einem Zuge eine Strecke von 40 km über eine mit hohen Dorngesträuchen ganz bedeckte Ebene auf engen Pfaden zurückzulegen. Es ist eine gefährliche Aufgabe; denn es gibt zahlreiche Querspfade, die von Thieren herrühren, welche der Instinct zum Flusse treibt. Irrt sich der arme Reisende, so läuft er Gefahr, in ein Labyrinth zu gerathen, aus dem er

keinen Ausweg findet. Um 4 Uhr mittags begannen wir den Ritt; wir hofften, vor Einbruch der Nacht, den Türken (Name eines Ortes) zu erreichen. Wir hatten uns verrechnet. Die Nacht überraschte uns, und es wurde so finster, daß wir keinen Weg mehr unterscheiden konnten. Wir überließen uns daher dem Instincte der Pferde; ruhig schritten sie durch das Gesträuch; da sie schon in einer Entfernung von mehreren Meilen die Nähe des Wassers verspürten, so trieb der Durst sie voran; wir erreichten glücklich den 'Türken' um 1 Uhr in der Nacht. Der Ort besteht aus 3 Wohnungen. Der Name stammt von einem Montenegriener, der sich zuerst dort niederließ, aber eher schismatischer Grieche als Türke war. Uebrigens war er gegen die Reisenden sehr gastfreundlich. Wir dankten der Vorsehung für ihren sichtlichen Schutz und erfreuten uns alle eines erquickenden Schlafes. Bei der Abreise schenkte der Montenegriener dem hochw. Herrn eines seiner besten Pferde und versprach, uns in Patagones zu besuchen. Er kam auch wirklich; aber bevor der Apostolische Vikar seinen Besuch erwiedern konnte, wurde der arme Mann vom Schlage getroffen, und er starb, ohne die Entschlüsse, welche er auf unser Zureden bezüglich seines Seelenheils gefaßt hatte, ausgeführt zu haben.

Bei unserer Ankunft in Pringles mieteten wir ein Zimmer; denn es gibt dort wohl eine kleine Kirche, aber keine Wohnung für den Priester. Der Friedensrichter, der Commissär und die angesehensten Persönlichkeiten der Kolonie statteten dem hochw. Herrn ihren Besuch ab. Wir blieben dort 4 Tage; der Apo-

stolische Vikar predigte morgens und abends. Ich ertheilte den Kindern mit Zanchetta lateinischen Unterricht. Ungefähr 40 Personen empfingen die heilige Communion; mehrere wurden getauft und gesirmt. Unsere Erfolge wären größer gewesen, wenn die Menschenfurcht bei diesen armen Leuten nicht eine so große Rolle spielte. Selbst in unsern Wüsten richtet dieser Krebschaden seine Verheerungen an. Das Traurigste ist, daß auch die Frauen sich von demselben beherrschen lassen. Glücklicherweise setzt der Apostolische Vikar dem Uebel durch fromme Vereine und monatliche Versammlungen einen Damm entgegen; die bereits erzielten Erfolge sind von guter Vorbedeutung für die Zukunft. — Auf der Weiterreise wurden wir, nachdem wir eine Strecke von 30 km zurückgelegt, in einem hübschen, vom Rio Negro bewässerten Thale überrascht. Wir fanden die zuvorkommendste Aufnahme bei Herrn Savino Ybañez, dessen ältester Sohn Zögling unseres Collegs von Patagones ist. In aller Frühe setzten wir am nächsten Tage unsere Reise fort, und gegen Mittag hatten wir die kleine Anhöhe erreicht, welche Patagones umgibt. Bald begrüßten wir unsere lieben Mitbrüder, und von Herzen dankten wir Gott und Unserer lieben Frau von der Hilfe für ihren liebevollen Schutz. Es war der 29. November. Der hochw. Herr hatte sich nun persönlich von der Nothwendigkeit überzeugt, sich, um den Preis aller Opfer, dieser armen, der Sacramente beraubten, ohne Kenntniß der Religion dahinglebenden Seelen anzunehmen. Sie stehn in der Finsterniß und im Schatten des Todes."

Für Missionszwecke.

	Marl.		Marl.		Marl.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die Missionen in Aften:		Für das Missionshaus Steyl:	
Von F. M. R.	20.—	Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“	204.—	Von M. J. F. in München	200.—
„Baruk habo beschem Jehova“	23.15	in Dingenheim		Für die deutsche Missionsanstalt in	
„Papalino“	9.—	Für die Missionen in Afrika:		Neudach:	
„Omnes sancti, orate pro nobis“	47.—	Durch Wfr. Bogt in Donbungen	3.—	Durch Wfr. Breher in Grödenbach	50.—
Von M. R. in Schloß Zell	40.—	Von R. A. B. S.	5.—	Für Postaufwand und Unterhalt von Heiden-	
„Wfr. Odenwalter in Unterriffingen	25.—	„M. R. in Schloß Zell	10.—	kindern:	
„F. R. Kleßlich in Bordenone	199.70	Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“		Von Pfarramt Pemsling	25.—
Für die Missionen in China, Tongking		in Dingenheim	299.33	Von E. in W.	50.—
und Annam:		„Schw. Nagaria d. N. D.	35.57	„Frau Ober-Reg.-Rath Franz in Biegnitz	21.—
Von Br. B. in Tolsoa	16.—	„Wfr. Breher in Grödenbach	25.31	„Rev. J. Sager in Widen, N.-Y.	1.—
„P. F. L.: „In honorem sancti Josephi“	5.—	Von P. A. Wimmer in Schäffern	25.—	„Frau Geheimrath v. Gellhorn in Biegnitz	21.—
„Wfr. Stein in Eicken	16.30	Für die Jesuiten-Mission am Sambeji		„M. R. in Schloß Zell	22.—
„M. R. in Schloß Zell	20.—	(Sibaria):		Karlstadt, E. M.	40.—
„R. A. B. S.	5.—	Von M. R. in Schloß Zell	10.—	Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“	
Für die orientalischen Missionen:		Durch Schw. Nagaria d. N. D.	50.—	in Dingenheim	66.—
Von M. R. in Schloß Zell	20.—	Für die Missionen in Nordamerika:		Von Wfr. Odenwalter in Unterriffingen	20.—
„P. A. Wimmer in Schäffern	25.—	Von Sch. u. L. Hemsbach	3.—	Durch Dr. Mandel, Wfr. zu Niederharnsdorf	21.—
„M. J. F. in München	300.—	„Ungenannt	40.20	Für Postaufwand und Unterhalt von Neger-	
Durch die Berliner'sche Buchhandl. in München		„M. R. in Schloß Zell	10.—	kindern:	
den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“		Für die Mission in Marientfeld (Texas):		Von Ungenannt in M. a. d. J.	200.—
in Dingenheim	255.—	Von M. R. in Schloß Zell	10.—	Pro Papa:	
Für die Missionen in Palästina:		„J. R.	4.—	„Papalino“	6.—
Von Wfr. Bogt in Donbungen	13.—	„Zum Troste der armen Seelen“	15.—	Von M. R. in Sachsenhausen	20.60
Für die nothleidenden Priester in Si-		Für die nordischen Missionen:		„Subläms-Gabe von M. R.: „D. unbefleckte	
birien:		Von Wfr. Stein in Eicken	28.—	Empfängniß von Lourdes, Bittre für den Heil.	
Durch P. F. L.: „In honorem sancti Josephi“	10.—	„M. R. in Schloß Zell	10.—	Vater und die ganze katholische Kirche“	30.—
Von R. A. B. S.	2.—	Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“		Von M. R. in Schloß Zell	10.—
„M. R. in Schloß Zell	20.—	in Dingenheim	88.—	„Wfr. Odenwalter in Unterriffingen	10.—
Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“		Für den Missions-Verein:		Für verschiedene Zwecke:	
in Dingenheim	15.—	Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“	436.—	Durch M. Steigenberger, Dombred. in Augsburg	50.—
Für nothleidende Missionspriester zur		Für den Einheits-Jesu-Verein:		Von Wfr. Bogt in Donbungen	20.—
Verlosung von hl. Messen:		Von Lehrer Höcher in Gardelegen	5.—	„János Genné in Seinites	8.—
Von Wfr. Eickholt in Beite	50.—	Durch P. B. D. in Dornach	16.—	„Ungenannt	6.40
„J. A. B.	7.99	Von M. R. B. S.	2.—	„Omnes sancti, orate pro nobis“	25.—
„Baruk habo beschem Jehova“	70.44	„M. R. in Schloß Zell	20.—	Durch Wfr. Stein in Eicken	52.—
Von M. Kleiner in Gottweis	12.—	Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“		Von M. R. in Schloß Zell	28.—
Von Josef, Ober-Schleffen	300.—	in Dingenheim	193.17	„Kendant Hoffmann in Wisse	8.—
Von E. S. in Sch.	7.20	Für den Franziskus-Averinus-Verein:		Von Wfr. Breher in Grödenbach	50.—
„Papalino“	3.—	„Papalino“	7.50	Durch E. J. S.	8.—
Von M. R. in Schloß Zell	10.—	Für den Bonifacius-Verein:		Durch den „Zpf“ u. d. „Kathol. Wochenblatt“	
Durch G. Wels, Expriester in Striegau	345.60	„Papalino“	4.50	in Dingenheim	102.50
„Wfr. Breher in Grödenbach	124.63	Von M. R. in Schloß Zell	10.—		
„Wfr. Lehner in Malbungen	32.70	„Wfr. Odenwalter in Unterriffingen	15.—		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktions-Schluss und Ausgabe: 14. Mai 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.